90 DM/DDR 5,70 M
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-
NEU Band 625
BASTEI

# GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark




Frankreich F 6,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160




# Die Schrumpfkopf-Königin

## John Sinclair Nr. 625

*von Jason Dark*

*erschienen am 26.06.1990*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Sinclair Crew

# Die Schrumpfkopf-Königin

Das sanfte Klingen der Türglocke war mit einem letzten schwingenden Ton verklungen. Stille hüllte den Mann ein, ebenso wie das Dämmerlicht des kleinen Kramladens, der im Sommer nicht anders aussah als im Winter.

Pete Sagari blieb einen Moment vor der Tür stehen. Er sah aus, als müßte er überlegen, ob er weitergehen sollte oder nicht. Schließlich gab er sich einen Ruck und visierte die dunkelbraune Theke an, über die das schwache Licht strich. Es fand seinen Weg durch zwei Fenster und ließ auch den Staub sehen, der wolkenartig die dunstigen Strahlen durchwehte.

Es war wie immer.

Die gleiche Stille, das gleiche Licht, der Geruch von Öl, Räucherstäbchen und Bohnerwachs. Die Stäbchen steckten in einem Holzkranz. Aus ihm ragten sie wie schwarze, dünne Finger hervor.

Wie gesagt, es war wie immer, und doch empfand Pete Sagari etwas anderes. Er konnte den Grund nicht nennen, ihn überkam nur eine gewisse Ahnung, die sich auch nicht abschütteln ließ.

Dieser Raum beherbergte noch einen zweiten, unsichtbaren Gast – den Tod!

Ein Frösteln rann über Sagaris Rücken. Er spürte genau, wie sich sein Magen zusammenzog, im Mund breitete sich ein schlechter Geschmack aus, was nicht allein am Geruch lag. Bevor er sprach, mußte er sich räuspern.

»Mr. Hatiyama?« rief er halblaut, als hätte er Furcht davor, die Stille zu zerstören.

Zunächst geschah nichts. Nach einigen Sekunden vernahm er die schlurfenden Geräusche der Schritte irgendwo im Hintergrund.

Dann wurde eine Tür aufgestoßen, die im Halbdunkel links von der Theke kaum zu sehen war.

Die Tür knarrte und schleifte gleichzeitig über den Boden. Sagari atmete auf, als er die kleine Gestalt sah. Beruhigt war er trotzdem nicht, denn das Gefühl der Bedrohung wollte auch jetzt nicht schwinden.

Die Schritte blieben, dazwischen erklang ein heftiges Atmen, als wäre der Ankömmling zu schnell gelaufen.

Hatiyama konnte kaum über den Rand der Theke hinwegschauen.

Zwischen zahlreichen Waren wirkte er wie ein Fremdkörper. Hervor stach er aus seinen Gläsern, Büchsen, Dosen und Flaschen. Er führte einen besonderen Laden. Hier bekamen die Japaner das, was sie auch in ihrer Heimat hätten kaufen können.

Gewürze, Tee, Kerzen, Trockenfleisch und sogar Geishaschminke hatte Hatiyama vorrätig.

Er schaute seinen Kunden an. Das Gesicht wirkte wie ein alter Apfel, so verdorrt war die Haut. »Ich grüße Sie, Mr. Sagari.«

»Danke. Haben Sie meinen Tee?«

»Sicher, aber er ist noch nicht fertig. Ich war dabei, die Mischung zusammenzustellen. Es hat etwas länger gedauert, man wird nicht mehr jünger.«

Hatiyama hatte mit schwacher Stimme gesprochen, und Sagari wunderte sich darüber. »Geht es Ihnen nicht gut?«

Der alte Mann hob seinen Kopf. Dünn zuckte das Lächeln um seine Lippen. »Weshalb sollte es mir nicht gutgehen?«

»Ich habe das Gefühl.«

Auch heute trug Hatiyama einen senffarbenen Kittel. An ihm wischte

er seine Hände ab. »Manchmal sollten wir Menschen auf die Warnungen anderer Reiche achten.«

Sagari gefiel diese orakelhafte Antwort nicht. Er konnte damit kaum etwas anfangen. »Wie… wie meinen Sie das?«

Der Alte atmete tief ein. »Es ist etwas gekommen, Mr. Sagari. Etwas sehr Gefährliches.«

»Wo?«

Hatiyama winkte ab. »Keine Sorge, ich werde Ihnen die Mischung zubereiten. Gedulden Sie sich einen Moment.« Er verbeugte sich knapp und verschwand wieder.

Pete Sagari blieb zurück und fühlte sich immer weniger wohl.

Wenn er sich umdrehte, konnte er durch das schmale Schaufenster auf die Straße schauen.

Dort lief der Verkehr normal. Auch auf den Gehsteigen zeigte sich nichts Besonderes. Niemand hatte Interesse daran, einen Blick durch das Fenster zu werfen. Die meisten Menschen gingen an dem Geschäft vorbei, ohne es richtig zu bemerken.

Sagaris Mißtrauen war nicht verschwunden. Seit Jahren schon kam er in diesen Laden, um sich die besondere Teemischung abzuholen. Sagari war Halbjapaner, die Mutter Engländerin, der Vater stammte aus Osaka. Sich selbst betrachtete er als Zwitter. Keine der Eigenschaften überwog. Weder die asiatischen noch die europäischen. Sie hielten sich gewissermaßen die Waage.

Sagari arbeitete in der Computerbranche. Er gehörte zum mittleren Management seiner Firma, war im Vertrieb tätig und mußte auch öfter ins Ausland reisen. So war ihm die Insel Japan nicht fremd.

Er hatte viel darüber gelesen, kannte sich in der Vergangenheit aus und hatte sich auch mit anderen Dingen beschäftigt, wie Mystik und Mythologie.

Er wußte, daß es zahlreiche gefährliche Dämonen und dämonische Wesen gab, er kannte gewisse Zusammenhänge und hatte manchmal Furcht davor, mit ihnen konfrontiert zu werden.

Heute war so ein Tag.

Viele Menschen fühlten sich bei dem naßkalten Wetter nicht wohl.

Die Temperaturen lagen dicht an der Frostgrenze; es war windig, und der Regen war kalt. Das schlug vielen auf den Kreislauf, aber das war es nicht, was Sagari meinte.

Seine Unruhe besaß einen anderen Grund, und der mußte mit diesem Laden zusammenhängen.

Hatiyama blieb ziemlich lange weg. Normalerweise kein Grund zur Beunruhigung. An diesem Tag dachte Pete Sagari anders darüber, weil er eben so ungewöhnlich war.

So lange konnte es doch nicht dauern, bis jemand eine Teemischung, die ja nicht neu war, zubereitet hatte. Irgend etwas mußte da

schiefgelaufen sein.

Sagari überlegte, ob er warten oder einfach nachschauen sollte. Er kannte das Reich hinter der Theke nicht, wußte nur, daß sich dort so etwas wie ein Lager befand oder eine kleine Hexenküche, in der Hatiyama einiges zusammenmixte.

Sollte er nachschauen?

Es war nicht Sagaris Art, sich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen, in diesem Fall wollte er eine Ausnahme machen, da er unter Zeitdruck stand.

Er warf einen Blick auf seine Uhr. Drei Minuten wollte er dem Alten geben, dann würde er dessen Allerheiligstes betreten.

Die Zeit verrann. Er empfand die Stille als Belastung und schreckte zusammen, als ein Kunde das Lokal betrat und er die Türglocke bimmeln hörte.

Kälte drang in den Laden. Der Schwall erwischte ihn von vorn, als er sich drehte.

Ein Mann hatte das Geschäft betreten, ein Europäer. Er war winterlich gekleidet. Der Rand seiner Pudelmütze schloß fast mit den Augenbrauen ab.

»Wo ist Hatiyama?«

»In seinem Lager.«

»Aha.«

»Sie können warten und…«

Der Kunde schüttelte den Kopf, schaute auf seine Uhr und erklärte, er würde später wiederkommen.

»Soll ich Hatiyama Bescheid geben?«

»Nein.«

Wieder klingelte die Glocke. Durch das Schaufenster sah Pete Sagari den Mann nach rechts weggehen.

Ihn umgab wieder die Stille. Zudem stellte er fest, daß die Zeit abgelaufen war.

Um hinter die Theke zu gelangen, mußte eine Klappe in die Höhe gehoben werden. Als Sagari dies tat, hatte er das Gefühl, etwas Verbotenes zu machen.

***

Hatiyama hatte den Raum zwischen Theke und Verkaufswand mit Brettern belegt, über die Stoff straff gespannt worden war. Deshalb klangen die Schritte ziemlich leise, als Pete Sagari der schmalen Tür entgegenging. Das schlechte Gewissen war geblieben. Er kam sich wie ein Eindringling vor, der dabei war, ein verbotenes Reich zu betreten.

Vor der Tür blieb er stehen. Sie war geschlossen und klemmte beim Versuch, sie aufzuziehen. Ein langes Stück Filz hielt sie in der Lage.

Tief atmete Pete ein, dann drückte er die Tür behutsam nach innen.

Kaum war der Spalt entstanden, als er den leisen Schrei hörte, dem ein furchtbares Röcheln folgte.

Sagari handelte reflexartig. Er trat die Tür blitzschnell ganz auf und war froh, daß die zurückschwingende Tür von seinem schräg gestellten Fuß gestoppt wurde.

Er schaute in den Raum und bekam Herzjagen, denn die Szene war grauenhaft.

Hatiyama lag im Sterben.

Und sein Mörder war ein Kopf, ein killender Schrumpfkopf!

***

An einem glänzenden Silberfaden hing er von der Decke und war haargenau in die Richtung geschwungen, die er brauchte, um die Kehle des Mannes zu erreichen.

Dort hatte er sich festgebissen, und war so stark, daß er Hatiyama in einer Schräglage hielt.

Zwei Lampen brannten. Ihr Schein genügte, um den Schrecken erkennbar werden zu lassen, der auf dem Gesicht des alten Mannes lag. Sagari würde es in seinem Leben nie vergessen.

Diese Szene war unwahrscheinlich grausam. Der kleine Schrumpfkopf, der auf eine Handfläche paßte, hatte sich zu einem gefährlichen Killer entwickelt.

Eine bläulich schimmernde Haut, schwarzes, strähniges, langes Haar, dazu ein Gesichtsausdruck, der kaum zu beschreiben war, das alles prägte sich unauslöschlich ein.

Sagari wußte nicht, wie lange er auf seinem Beobachtungsposten gestanden hatte, aber es kam der Moment, wo der Schrumpfkopf den Hals des Opfers losließ.

Wie Sprühregen fielen Blutstropfen zu Boden, und der alte Mann brach zusammen.

Der Schrumpfkopf pendelte an dem Silberfaden auf und ab, als würde er an einer Spirale hängen.

Dann drehte er sich – und schaute Sagari an!

Zum erstenmal schaute der Mann in die Augen des Schrumpfkopfes. Bisher hatte er sie nur als halbgeschlossen erlebt, das war nun nicht mehr der Fall.

Als wären kleine Vorhänge weggezogen worden, so hatten sich die Augen geöffnet. Sagari hatte noch nie zuvor einen derartig schlimmen Blick erlebt.

Mordlust, Haß und Kälte vereinigten sich zu einem bösartigen Chaos. Die Lippen schimmerten in einem blutigen Rot. Wie aufgepinselt saßen die Tropfen unter der flachen und gleichzeitig dicken Nase. Auch in den Hautfalten hatten sich einige verteilt.

Der Schädel zitterte auf und ab. Dieses Schwingen von oben nach

unten kam Sagari vor, als wollte man ihn verhöhnen. Er sah einen schwankenden Schatten.

Es war der alte Mann, der sehr langsam zur Seite kippte und schwer aufschlug.

Als Toter blieb er liegen.

Jetzt gab es nur den Schrumpfkopf und Pete Sagari!

Sagari konnte sich vorstellen, daß dieser Schädel auch ihn anfallen würde.

Er war innerlich verkrampft, wußte genau, daß er wegmußte, nur konnte er sich nicht von der Stelle rühren.

Der Schrumpfkopf tanzte…

Einmal nach unten, dann wieder nach oben. Es waren zuckende Bewegungen, ein gefährliches Hin und Her, und plötzlich schwang er nach vorn, direkt auf Sagari zu.

Er warf sich nicht zur Seite, das häßliche Gesicht vergrößerte sich vor seinen Augen, das Maul schnappte zu und verbiß sich in Sagaris Haaren. Durch die Kopfhaut fuhr der Schmerz – wie mit einem glühenden Messer gezeichnet.

Die Zähne hielten fest, zerrten das dunkle Haar in die Höhe. Sagari unterdrückte nur mühsam einen Schrei. Der Schädel wollte ihn zurückzerren, er klammerte sich am Türrahmen fest, drückte den Kopf nach vorn und sorgte somit für einen Gegendruck.

Einige Haarsträhnen riß der Schädel hervor. Sie blieben noch zwischen seinen Zähnen hängen, als er losließ und wieder zurückschwang. Sagari taumelte zur Seite. Daß er einen zweiten Angriff nicht überstehen würde, stand für ihn fest.

Auch wenn der Schädel noch so schnell war, er mußte eben schneller sein und warf sich gegen die Tür, die zurückschwang und seinen Körper hinter die Theke katapultierte.

Dort kam er auf, stieß sich den Hinterkopf, rollte sich zusammen und kam wieder hoch.

Die Tür war noch nicht zugeschwungen. Beim Aufstehen erwischte er einen Blick in das Mordzimmer, wo der häßliche Schrumpfkopf noch niederzuckte.

Sagari floh. Auf die Schmerzen achtete er nicht mehr. Sollte sein Kopf brennen, es war ihm egal. Er mußte nur so schnell wie möglich dieser Mordhölle entkommen.

Stolpernd erreichte er den Ausgang. Er wühlte sich förmlich hindurch, die kalte Luft traf ihn wie ein Schwall Wasser. Der Asphalt glänzte feucht.

Er sah die Passanten und nahm sie trotzdem kaum wahr. Seine Lippen sprachen von Mord, als er die Gasse entlanghastete und gegen eine Mülltonne fiel, die dem Druck nicht standhielt.

Sie kippte mit Sagari zusammen um. Er fiel über die Tonne, deren

Deckel aufgeklappt war, so daß sich der Inhalt auf dem Gehsteig malerisch verteilte.

Sagari kam sich wie ein Wurm vor, als er durch den Dreck kroch.

Speisereste klebten an seinen Händen und hinterließen auf der Kleidung einen widerlichen Schmier.

Mühsam rappelte er sich hoch, kümmerte sich nicht um das Schimpfen der Passanten, die es aufregte, daß er die Mülltonne umgestoßen hatte.

Die normale Welt gab es für ihn nicht mehr. Alles verschwamm zu einer schattigen Suppe. Sagari war einfach nicht in der Lage, Umrisse wahrzunehmen, in seinem Innern tobte eine Hölle, der rasende Herzschlag erinnerte an einen Motor, der ihn vorantrieb.

Wohin?

Er lief einfach weiter. Seine Beine bewegten sich automatisch.

Links von ihm glitten die Hauswände vorbei. Die Gebäude standen dicht an dicht, nur manchmal getrennt durch schmale Einfahrten, kaum breiter als ein Kleinwagen.

Aus einem dieser Löcher schoß etwas hervor. So schnell, daß Pete nicht mehr in der Lage war, auszuweichen.

Er dachte an den Schrumpfkopf auch deshalb, weil etwas seinen Hals wie mit eisernem Griff umfaßte, nicht losließ und ihn in das graue Loch der Einfahrt hineinriß.

Pete würgte, schlug automatisch um sich, erwischte die rauhe Hauswand, wo er sich die Knöchel der linken Hand blutig schlug.

»Bleib ruhig, Sagari. Bleib nur ruhig, mein Junge. Dann ist alles in Ordnung!«

Sagari sackte zusammen, als hätte man ihm das Leben aus dem Körper geraubt.

Er wollte es nicht glauben, doch es gab keinen Zweifel. Gesprochen hatte eine Frau!

***

Der Wagen fiel auf!

Nicht wegen seiner Größe, nein, er wirkte eher kompakt, leicht bullig und trotzdem elegant. Schon von außen war ihm anzusehen, daß unter der Motorhaube eine gewaltige Kraft steckte, die nur darauf wartete, losgelassen zu werden.

Hinzu kam die Farbe. Trotz der Regentropfen glänzte er diamantschwarz, sein Besitzer hatte ihn eben gut gepflegt.

Und dieser Besitzer saß hinter dem Steuer. Er wartete, vor sich den Parkplatz, im Rücken die hohe Plakatwand, die mit einer bunten Reklame beklebt war.

Der Mann war Chinese. Ihm gehörte das Fahrzeug, er hatte es in einem Preisausschreiben gewonnen, denn vom normalen Gehalt eines

Yard-Inspektors war ein derartiges Auto nicht zu finanzieren.
Der Mann hieß Suko und gehörte zu den wenigen Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Dämonen, Geister und andere schwarzmagische Wesen zu jagen.
Er hatte sich am frühen Nachmittag aus dem Yard Building gestohlen, um zu diesem Treffen zu fahren. Die Person, auf die er wartete, hatte ihn gebeten, mit keinem Menschen darüber zu reden, und Suko hatte sich daran gehalten.
Nicht einmal John Sinclair wußte davon. Und er war schließlich sein bester Freund und Kollege. Aber den Geisterjäger quälten momentan andere Probleme. Er hatte sich an diesem Tag freigenommen, weil er die Stunden bei den Conollys verbringen wollte.
Suko nicht!
Diejenige Person, die ihm Bescheid gesagt hatte, wußte genau, auf was es ankam. Es war nur mehr eine schnelle Nachricht gewesen, doch sie hatte die Brisanz einer Bombe besessen und Suko derart nervös gemacht, das er bereits eine halbe Stunde vor dem Termin den Parkplatz angefahren hatte.
Er lag in Soho. Vor vier Monaten hatte auf dem Gelände noch ein altes Wohnhaus gestanden. Nach dem ersten großen Sturm jedoch war es derart schwer beschädigt worden, daß es abgerissen werden mußte. Man hatte die Trümmer beiseite geräumt und die Fläche eingeebnet, um sie als Parkplatz benutzen zu können.
Bewacht wurde er nicht. Ohne Aufsicht hätte Suko den Wagen in dieser Gegend kaum stehenlassen.
Da der Wagen getönte Scheiben besaß, war auch Suko nicht so leicht zu erkennen. Er aber konnte hinausschauen und hatte schon einige Gestalten gesehen, die ihm nicht gefielen und sich in verdächtiger Nähe des Parkplatzes herumtrieben.
Ob sie genau den BMW in Augenschein gefaßt hatten, war nicht auszumachen. Suko rutschte tiefer in den Sitz und peilte über den Rand der Scheibe hinweg.
Ein schmalhüftiger Typ mit bleicher Gesichtsfarbe huschte auf den Platz. Er trug eine dünne Jacke und derart enge Jeans, daß man sich fragen mußte, wie er es schaffte, die Hose anzuziehen. Bei ihm war ein langmähniges Wesen, das erst auf den zweiten Blick als Frau zu erkennen war. Auch sie war dünn gekleidet. Der Mantel bestand aus billigem Kunststoff, auf das ein Tigerfell gedruckt worden war.
Die stand Schmiere und gab Handzeichen.
Der blasse Typ hatte den BMW bereits in Augenschein genommen.
Er schlich näher, schaute noch einmal zurück, wo seine Komplizin nickte.
Er blieb nicht vor dem Wagen stehen, sondern drückte sich seitlich in eine Lücke.

Dort wartete er an der Beifahrerseite, bückte sich, schaute durch die Scheibe.

Sein Gesicht wirkte wie ein blasser Schatten, der sich plötzlich verzerrte, als Suko erschien.

Der Typ hatte sich dermaßen erschreckt, daß er zurücktaumelte, gegen den hinter ihm parkenden Wagen stieß und dort fast eine Beule in das Hondablech rammte.

Dann rannte er.

Sein Weib stand wie erstarrt. Er schrie sie an. Sekunden später liefen beide gemeinsam weg.

Suko schüttelte den Kopf und setzte sich wieder normal hin. Er war froh, dem Kerl einen Schrecken eingejagt zu haben. Hoffentlich hatte der für diesen Tag genug.

Suko atmete tief durch und gönnte dem Zifferblatt seiner Uhr einen Blick. Der Zeitpunkt war eigentlich überschritten, sie hätte schon längst da sein müssen. Und sie kam.

Sehr leise, nicht zu hören, aber Suko sah den Schatten an der Beifahrerseite.

Die Person hatte gesehen, daß der Wagen nicht verschlossen war.

Sie bückte sich, öffnete die Tür und stieg ein.

Suko sagte nur ein Wort. In seiner Stimme schwang dabei mit, was er in diesen Augenblicken empfand.

Es waren Erleichterung, Freude, Hoffnung. Gleichzeitig spürte er den dicken Kloß im Hals, schloß sekundenlang die Augen und öffnete sie wieder, als wollte er sich davon überzeugen, daß er keinem Trugbild zum Opfer gefallen war.

Die Chinesin druckte ihren Körper dem Fahrersitz entgegen. Beide fielen sich in die Arme.

Es war für Suko ein Erlebnis, so im Wagen zu sitzen und die Person festzuhalten, die er liebte und die ihm ein verfluchtes Schicksal entrissen hatte.

Shao war dem Ruf der Sonnengöttin gefolgt, die noch gefangen war. Sie war die letzte Person in der langen Ahnenreihe, ihr oblag deshalb die Aufgabe, das zu tun, was eigentlich hätte Amaterasu unternehmen sollen. Immer auf Draht sein, immer darauf achten, daß die Welt von den bösartigen Dämonen befreit wurde.

Sie küßten sich.

Suko spürte ihre Lippen wie Feuer.

»Es ist wunderschön«, flüsterte Shao, als ihre Lippen wenig später über Sukos Wangen strichen. »Es ist wieder wunderschön. Ich… ich … habe es nicht aushalten können.«

»Soll ich dir sagen, wie ich empfinde?«

»Nein, nicht, dann würde es noch schlimmer werden. Du weißt, daß ich gern bleiben würde…«

Suko spürte den Stich in der Herzgegend. Er erstarrte. »Ja, ich begreife deine Worte. Du kannst nicht bleiben, weil du einen Auftrag bekommen hast…«

»Ich muß kommen.«

»Nicht allein wegen mir?«

Sie drückte sich wieder zurück. Ihr schmales Gesicht sah traurig aus. Übergroß wirkten die mandelförmig geschnittenen Augen.

»Nein, Suko, nicht allein wegen dir.«

Sukos Blick verdüsterte sich. Müde strich er über seine Stirn. »Ich wußte es.«

»Dann weißt du auch, daß ich diesem Kreisel nicht entrinnen kann. Noch nicht.«

»Sicher.« Er lächelte, während er Shao streichelte. »Es wird hoffentlich noch Zeit für uns bleiben.«

»Das denke ich doch.«

Er schaute Shao an. Sie trug einen sehr langen Mantel, der mehr wie ein Umhang geschnitten war und die Waffen verbarg. Shao war die Frau mit der Armbrust. Damit trat sie gegen die Mächte der Finsternis an. Wenn sie aus dem anderen Reich in die normale Dimension zurückkehrte, geschah dies nicht grundlos. Auch an diesem Tag mußte sie von der gefangenen Sonnengöttin geschickt worden sein.

Suko entdeckte auch Trauer in ihren Augen. Er konnte sich leicht vorstellen, daß sie von der Sonnengöttin mit einer gefährlichen Mission geschickt worden war, aber Suko fragte nicht und überließ ihr das Reden.

»Es ist so«, sagte sie mit leiser Stimme, um dann den Kopf zu schütteln. »Nein, ich muß anders beginnen, und zwar mit einer Frage: Hast du je etwas von einer Schrumpfkopf-Königin gehört, Suko?«

»Nein!« die Antwort war spontan gekommen, und Suko konnte sich tatsächlich an eine derartige Person nicht erinnern.

»Es gibt sie aber«, flüsterte Shao.

»Da du hierhergekommen bist, nehme ich an, daß sie eine gewisse Dimension verlassen hat?«

»Das stimmt. Sie befindet sich in dieser Welt. Sie ist eine Frau, und sie ist gefährlich.«

»Weshalb nennt man sie so?«

»Weil sie Schrumpfköpfe als Mordwaffen einsetzt. Akido liebt das Grauen, sie mag den Tod, sie möchte vernichten, und sie tut es durch die Köpfe.«

Suko wischte über seine Stirn. »Das ist nicht gerade die feine englische Art. Hat sie schon gemordet?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und welche Ziele verfolgt sie?«

Shao wiegte den Kopf. »Auch sie liegen noch im Unklaren. Jedenfalls

will sie Einfluß gewinnen.«
»Auf wen?«
»Auf gewisse Menschen. Sie hat ihre Diener getötet und aus deren Schädeln Schrumpfköpfe gemacht. Diese Köpfe stehen unter ihrer Kontrolle und sind Akido treu ergeben. Sie führen alle Aufträge aus, die sie von ihr bekommen. Sie sind grausam, sie sind gnadenlos, und sie sind aus einem Reich entflohen, aus dem sie nie hätten entwischen dürfen. Sie hat die Köpfe mitgebracht.«
»Okay, Shao. Gesehen habe ich sie nicht.«
»Dennoch müssen wir achtgeben.«
»Das heißt, du rechnest damit, daß sich die Köpfe bereits in London befinden.«
»Das ist richtig.«
»Wo könnte das sein?«
Shao hob die Schultern. »Ich weiß es wirklich nicht, Suko. Jedenfalls solltest du die Augen offenhalten. Für John gilt das gleiche.«
»Wird sie uns beehren?«
Shao schaute aus dem Fenster. Ein Mann ging vorbei und stieg in seinen Wagen. »Das ist keine Frage mehr, denn sie wird inzwischen erfahren haben, daß ich mich auf den Weg gemacht habe, um sie zu jagen. Verstehst du nun, Suko?«
»So einigermaßen schon.«
»Ob sie neue Opfer suchen will, kann ich dir nicht sagen. Jedenfalls müssen wir alles tun, um sie zu stoppen.«
Der Inspektor krauste die Stirn. »Gern, Shao. Ich mache alles, nur möchte ich den Weg wissen.«
»Das ist schwer.«
»Spuren hat sie nicht hinterlassen?«
»Bis jetzt noch nicht. Wir müssen davon ausgehen, daß sie sich an Japaner halten wird. Sie entstammt dem japanischen Geisterreich und hat die Köpfe dermaßen unter Kontrolle, daß sie sofort töten.«
»Wie sieht sie aus?«
Shao hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Ich habe kein Bild«, erklärte sie leise lachend. »Sie ist eine Person, die kaum auffallen wird in London…«
»Also menschlich?«
»Richtig. Sie besitzt ein menschliches Aussehen, und das macht die Sache so schwierig. Wenn du aus dem Wagen steigst und durch die Straßen gehst, wirst du hier in London zahlreichen Japanerinnen begegnen. Jede von ihnen kann die Schrumpfkopf-Königin sein. Sie kann die Maske einer jungen oder einer alten Frau annehmen. Das weiß ich leider nicht. Und sie wird einen Teufel tun und mich verraten.«
»Aber eine Spur haben wir«, erklärte Suko.

»Welche?«

»Wenn sie nach London gekommen ist, wird sie sich kaum um Europäer kümmern. Deshalb sollten wir unsere Fühler in Richtung Japan ausstrecken. Es ist doch möglich, daß sie bei ihren Landsleuten anfangen wird, neue Diener zu sammeln.«

»Daran habe ich auch gedacht. Wo gibt es denn die Kolonie der Japaner?«

»Das ist schwer. Hier in Soho natürlich. Aber die Japaner sind eigentlich über die ganze Stadt verteilt. Denk nur daran, daß es zahlreiche Niederlassungen bekannter Firmen gibt. Die Japaner sind immer im Rennen, die mischen mit auf vielen Märkten. Kann es sein, daß sie dort Einfluß nehmen will?«

Shao sah nachdenklich aus. »Das ist möglich«, gab sie zu. »Ich denke nun daran, daß auch in den Firmen das moderne Management konform geht mit den alten Traditionen. Und ich glaube kaum, daß man uns Auskunft geben wird, wenn wir anfangen, entsprechende Fragen zu stellen. Wir müssen unsere Nachforschungen vorsichtig beginnen.«

»Was schlägst du vor?«

»Ich dachte an eine Art von Überwachung. Laß uns dort hingehen, wo die meisten Japaner zu finden sind. Es gibt diese Art von Kolonien, Suko. Da müssen wir den Hebel ansetzen.«

»Okay. Und bei wem?«

»Ich weiß einen Namen. Takita Ogu.«

»Den kenne ich nicht.«

Shao lächelte. »Du wirst ihn kennenlernen.«

»Wann?«

Sie legte ihm eine Hand auf die Schultern. »Sofort, Suko. Fahr los…«

***

Die Finger ließen Pete Sagari nicht los. Sie waren kräftig wie die eines Karatekämpfers, obwohl sie einer weiblichen Person gehörten.

Und diese Person schleuderte Sagari herum, bis er mit dem Rücken gegen eine Mauer prallte.

Er hatte den Eindruck, einen Traum zu erleben und bekam die weiteren Vorgänge nur schemenhaft mit. Von oben her sickerte in die Lücke zwischen den beiden Häusern ein nur schwacher Lichtschein, in dem die Umrisse sowieso diffus erschienen.

Die Frau hielt Sagari fest. Er bekam erst jetzt die Gelegenheit, sie genau anzusehen und war vom Aussehen dieser Person ziemlich überrascht.

Eine Spange spaltete die Frisur in zwei Hälften. Wie ein Halbkreis aus Blut schimmerte der Reif, und eine ebensolche Farbe besaß auch die dreiviertellange Lederjacke. Darunter trug die Frau eine schwarze

Hose.

Sagari konzentrierte sich auf das Gesicht. Durch den Haarschnitt wurde nichts von seiner Breite genommen. Es wirkte beim ersten Hinsehen ziemlich plump. Die Nase sah etwas zu dick aus, paßte sich allerdings den Lippen an und auch der hohen Stirn unter dem dunklen Haaransatz. Ihre Haut war großporig und rauh wie die eines Mannes.

Dennoch besaß diese Person einen gewissen Reiz, der auf Männer sicherlich nicht wirkungslos blieb. Man konnte sie mit einem ungezügelten Raubtier vergleichen. Dieser Ausdruck traf besonders auf die Farbe der Augen zu.

Dunkel und grün schillerten sie. Grün in der Pupillenmitte, das Dunkle darum verteilt, zu vergleichen mit einem hellgrauen Schatten.

Sagari holte tief Luft. Er zwinkerte mit den Augen, atmete laut durch den offenen Mund und traute sich nicht, die ersten Fragen zu stellen. Die rechte Hand der Frau hatte sich in die Kleidung des Mannes unterhalb des Kinns gedreht, gleichzeitig übte sie Druck aus und preßte ihn gegen die Wand.

»Kapiert?« fragte sie.

Sagari schüttelte den Kopf.

»Du mußt doch gesehen haben, wie er starb.«

»Hatiyama?«

»Den meine ich.«

»Es… es waren die Köpfe.«

Die Frau lachte ihm ins Gesicht. »Ja, es waren die Köpfe. Schrumpfköpfe, um genau zu sein. Ich hoffe, du hast sie dir genau angesehen, mein Lieber.«

Sagari deutete ein Kopfschütteln an. Für ihn war die Lage kaum zu begreifen. In seinen Adern floß kein Blut mehr, dafür Eiswasser, und er spürte den Druck einer unsichtbaren Faust im Magen, die ihm die Luft rauben wollten.

»Er zerbeißt dir die Kehle, wenn er will und wenn er den entsprechenden Auftrag bekommen hat. Und er ist plötzlich da, ohne Vorwarnung. Er jagt aus dem Unsichtbaren hervor in diese Welt wie ein tödlicher Gruß.«

Er hatte zugehört, doch er hatte nichts begriffen. An den killenden Schrumpfkopf konnte er sich noch erinnern. Sie mußten auf einer Ebene liegen, zu der er keinen Durchblick hatte.

Die Frau wollte es genau von ihm wissen. »Hast du ihn gesehen, den kleinen Kopf?«

»Ja, das habe ich!«

»Gut, dann weißt du, was dir passiert, wenn du mir nicht gehorchst, Sagari!«

Pete hatte seinen ersten Schock abgeschüttelt. Ihm fiel auf, daß sie ihn namentlich kannte, was ihn wiederum mißtrauisch werden ließ.

»Woher kennst du meinen Namen?«

»Ich habe mich mit dir beschäftigt.«

Wäre es ihm möglich gewesen, Sagari hätte seinen Hals umfaßt wie einen Rettungsstrick. So aber blieb er stehen und wartete darauf, daß die furchtbare Person weitersprach. Sie lockerte den Griff etwas, und Sagari atmete tief durch.

Gleichzeitig warnte sie ihn. »Keinen Schrei, keinen Laut. Sei nur ruhig, mein Freund.«

»Ja, aber…«

»Kein Aber, du wirst zuhören, kapiert?«

Pete nickte. Noch immer kannte er den Namen der unbekannten Person nicht. Bisher hatte er nicht den Mut besessen, sie danach zu fragen, jetzt tat er es.

»Ich bin Akido!«

Sagari wunderte sich über die schnelle Antwort. Nur konnte er damit nichts anfangen. »Ich habe ihn nie gehört.«

Sie lachte leise. »Das ist auch nicht tragisch. Die Personen, die ihn kennen müssen, die wissen Bescheid. Ab jetzt gehörst auch du zu dem auserwählten Kreis.«

Sagari bewegte die Lippen, ohne zu sprechen. Akido ließ ihn gewähren. Sie wartete einige Zeit ab, bis sie ihn spöttisch fragte, ob er nun in der Lage wäre, ihr eine richtige Antwort zu geben.

»Ich… ich weiß nicht.«

Kalt schaute ihn die Frau an. »Du solltest dicht zusammenreißen, mein Freund. Ich mag keine Schwächlinge. Bei mir gelten die Gesetze der Natur. Sie besagen, daß Schwächlinge und schwache Personen ausradiert werden. Sie können nicht überleben. Denke daran. Die Natur läßt nur die Stärkeren überleben, und an diese Regeln solltest du dich halten.«

»Was willst du?«

»Deine Mitarbeit!«

Sagari stierte die Frau an. Langsam schüttelte er den Kopf. »Wie… wie kann ich dir helfen?«

»Ganz einfach, mein Freund. Du wirst das tun, was ich dir sage. Von nun an handelst du so, wie ich es will. Meine Befehle gelten, keine anderen sonst.«

Mit der Zungenspitze fuhr Sagari über die Lippen. »Ich kenne mich mit den Köpfen nicht aus. Sie sind mir fremd.«

Akido schüttelte den Kopf. »Du brauchst keine Sorgen zu haben. Mit den Köpfen hast du nichts zu tun, wenigstens nicht direkt. Du darfst sie nur nicht vergessen. Denke immer daran, daß sie dich unter Beobachtung halten, Pete.«

Sagari konnte es sich zwar nicht vorstellen, er mußte es nur als Tatsache hinnehmen.

Manchmal schielte er nach rechts. Die Straße war ziemlich belebt.

Menschen passierten die Gasse. Einige von ihnen warfen auch einen Blick hinein, ohne sich allerdings um die beiden Personen zu kümmern. Sie wirkten so, als würde eine Bordsteinschwalbe mit ihrem Freier über den Preis verhandeln.

In Akidos Gesicht bewegten sich die Muskeln. »Ich habe dir genügend Zeit gelassen. Hast du es begriffen?«

»Nicht alles.«

»Das war mir klar, Freund.« Sie drückte sich noch näher an Sagari heran, um sicherzugehen, daß auch nur er ihre nächsten Sätze hörte.

»Ich will deine Hilfe, denn du hast einen Beruf, der mich interessiert.«

Jetzt konnte Sagari ein Staunen nicht mehr unterdrücken. »Ich beschäftige mich mit Computern.«

»Eben.«

»Das ist nicht geheim.«

Die Frau mußte lachen. »Davon habe ich auch nichts gesagt, das nahm ich zudem nicht an. Du arbeitest an einem bestimmten Programm, du bist sogar dessen Leiter. Wir Japaner müssen zusammenhalten. Wir alle leben in Europa wie auf einer Insel. Ich möchte nicht, daß unsere Kultur und unsere Geschichte vergessen werden. Tief sitzen die Wurzeln und sehr fest, daran ändert auch das Zeitalter der Elektronik nichts, das müßtest du als Mitglied unseres Volkes ebenfalls wissen. Habe ich damit recht?«

Er nickte.

Die dicken Lippen zeigten ein Lächeln. Es sah aus, als hätte jemand zwei blaßrote Schläuche in die Breite gezogen. »Dann komme ich jetzt zu den Einzelheiten. Ich gebe dir den Rat, Sagari, gut achtzugeben, sehr gut sogar. Ich werde mich nicht wiederholen, aber behalten kannst du ja verschiedene Dinge, wie ich annehme.«

»Ja, ja.«

In den folgenden Minuten erfuhr Pete Sagari von den Plänen der Frau. Er hütete sich, einen Kommentar zu geben. Er konnte sich auch beherrschen, aber was ihm da gesagt wurde, empfand er trotzdem als eine Ungeheuerlichkeit.

»Hast du mich begriffen?«

»Sicher.«

»Was denkst du?«

»Nichts im Augenblick.«

Akido lachte leise. »Ich weiß, es ist gefährlich und auch nicht einfach, aber wir müssen uns eben an gewisse Dinge gewöhnen, mein Lieber. Daran führt kein Weg vorbei.«

Er senkte den Blick, hob die Schultern und deutete ein Nicken an.

»Ich werde es zumindest versuchen.«

Akido packte wieder hart zu. »Versuchen reicht nicht aus, Pete. Du wirst es machen.«

»Aber es kann etwas schiefgehen. Ein Hacker zu sein, ist nicht einfach, das…«

»Weiß ich alles, Pete. Nur bin ich es gewohnt, daß nichts schiefgeht. Kapiert?«

»Ja, ich glaube schon.«

Sie ließ ihn los. Langsam rutschte ihre Hand an seinem Körper herab. »Ich werde wieder mit dir in Verbindung treten, wenn es soweit ist, Sagari. Aus der Kontrolle entlasse ich dich nicht, glaub mir.«

Er senkte den Kopf. Sagari war völlig von der Rolle. In seinem Gehirn tobten die Gedanken, und er bekam sie nicht unter Kontrolle.

Logisches Denken gehörte zu seinem Job. Was er jedoch in der letzten Zeit erlebt hatte, konnte mit dem Wort Logik nicht mehr umschrieben werden. Das war der reine Wahnsinn.

»Du wirst gehorchen, Pete?«

»Bestimmt!« antwortete er mit tonloser Stimme und hörte Akido wieder leise lachen.

»Das freut mich…«

Sagari schaute auf seine Schuhspitzen. Als er den Blick wieder hob, war die Frau verschwunden.

Einfach weg. Untergetaucht wie ein Schatten in der Nacht, und Sagari stand da wie ein begossener Pudel. Einige Male wischte er über seine Augen, ohne die Bewegung richtig wahrzunehmen.

Mit unsicheren Schritten verließ er die Gasse und fragte sich, ob er geträumt hatte. Auf dem Gehsteig blieb er stehen. Akido war längst verschwunden. Die in der Nähe vorbeigehenden Passanten schauten ihn skeptisch an. Wahrscheinlich fiel auch ihnen seine Blässe auf.

Das Wimmern der Polizeisirenen klang überlaut. Die Wagen rasten in die Straße hinein und stoppten vor dem Geschäft des alten Hatiyama. Da wußte Sagari, daß er nicht geträumt hatte. Der Tote mußte gefunden worden sein. Pete ging weg. Er hatte Mühe, normal zu laufen und nicht durch ein hastiges Rennen die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zu lenken. Trotz der kalten Luft lag der Schweiß wie eine Schicht auf seiner Stirn. Es war die Angst, die in ihm steckte…

***

Zuerst hatte mein Patenkind, Johnny Conolly, nichts gesagt und auch nicht reagiert. Er hatte nur zwischen seinen Eltern gesessen und mich angeschaut, nachdem ich mit meinem Bericht fertig war.

Dieser Blick war mir verdammt tief unter die Haut gefahren. Wie eine Speerspitze war er mir in die Seele gedrungen und hatte sie regelrecht aufgerissen, eine Wunde geschlagen, die nur schwer heilen

würde. Es war nicht einfach für mich gewesen, ihn anzuschauen, ich hatte den Schweiß auf meinem Rücken gespürt und mich wer weiß wohin gewünscht. Schließlich war ich es, der den Blick senkte.

»Jetzt weißt du alles, Johnny!«

Der Junge nickte nur. »Ja«, sagte er dann, »jetzt weiß ich, daß es Nadine nicht mehr gibt.«

Dieser eine Satz traf mich bitter. Im Prinzip hatte Johnny recht. Es gab sie nicht mehr, dafür gab es mich wieder völlig normal. Ich hatte mein altes Aussehen zurückerhalten und auch mein richtiges Alter wiederbekommen. Ich lief nicht mehr als alter Mensch durch die Gegend und fühlte mich körperlich wieder fit.

Seelisch nicht. Vorwürfe quälten mich trotz allem. Mein Alter und Aussehen hatte ich nur deshalb zurückerhalten, weil sich die Wölfin Nadine geopfert hatte. Sie war an meiner Stelle in das Maul des Riesen Brân hineingestiegen und hatte von dort aus den Weg nach Avalon gefunden. Auch ich war auf der geheimnisvollen Nebelinsel gewesen und hatte, zusammen mit Kara, den Zauberkessel durchwandert, aber ich war als alter Mensch auf die Insel gelangt und hatte sie auch ebenso verlassen. Da war einiges schiefgelaufen. [1]

Bis sich Nadine für mich geopfert hatte. Wenigstens sah es so aus.

Sie war nach Avalon gegangen, allerdings nicht ohne Hintergedanken, denn es gab einen Schleier der Hoffnung. Durch die Magie der Insel war es unter Umständen möglich, daß Nadine ihre alte Gestalt zurückbekam und vielleicht als Mensch zurückkehrte.

Davon hatte Johnny allerdings nichts. Für ihn war die Wölfin bisher die große Beschützerin gewesen. Dazu der beste und treueste Freund, den man sich vorstellen konnte.

Bill hatte Bescheid gewußt und alles mitbekommen. Ebenso wie mein Freund Suko. Ich aber hatte es mir nicht nehmen lassen, Johnny alles persönlich zu sagen.

Es fiel mir schwer, gegen Johnnys Worte zu sprechen. »So darfst du das nicht sagen, Junge. Nadine gibt es auch weiterhin. Ich glaube nicht, daß sie auf der Insel ihr Leben verlieren wird.«

Er schaute mich aus großen Augen unverstanden an. »Aber sie ist nicht hier.«

»Das stimmt.«

»Sie war so…«, er hob die Schultern, weil es ihm nicht mehr gelang, weiterzusprechen. Dann schaute er seine Mutter an, und Sheila legte ihm eine Hand auf den Arm.

»Onkel John hat recht, Junge. Nadine wird bestimmt nicht sterben. Auch wenn es ein anderes Land ist, von dem wir kaum etwas wissen.«

»Aber ich kann nicht mehr mit ihr sprechen. Sie… sie ist nicht mehr bei uns Mum.«

»Und wenn es ihr tatsächlich gelingt, wieder ein Mensch zu werden,

Junge?«

»Das wäre… das wäre …« Er sprang auf, schüttelte den Kopf und rannte weinend aus dem Zimmer. Wir hörten noch, wie seine Zimmertür zuschlug.

»Verdammt«, sagte ich nur, »verdammt noch mal…«

»Sorry«, flüsterte Sheila, erhob sich und verließ den Raum, um ihrem Sohn nachzueilen.

Zurück blieben Bill und ich.

»Willst du einen Whisky, John?«

»Okay.«

Auch Bill schenkte sich einen Doppelten ein. Wir tranken die ersten Schlucke, waren dabei aufgestanden, ans Fenster gegangen und schauten in den winterlichen Garten der Conollys.

»Was soll ich dazu sagen, John? Ich weiß, daß du richtig gehandelt hast. Es gab keine andere Chance für dich.«

»Sicher.«

»Und du hättest auch nicht wegen Johnny verzichten sollen. Selbst ich als sein Vater hätte es nicht getan. Das ist die Sache nicht wert. Du bist wieder so wie früher, nur das zählt, John, nur das. Du mußt gegen die Mächte der Finsternis ankämpfen, wie es immer so schön heißt. Da kannst du kein alter und schwacher Mensch sein. Du hast doch selbst erlebt, wie es ist, so gut wie hilflos zu sein.«

»Leider.«

»Deshalb meine ich, daß du dir trotz Johnnys großer Enttäuschung keine Vorwürfe zu machen brauchst. Ich hätte, das wiederhole ich noch einmal, auch nicht anders gehandelt.«

Ich blies den Atem über die Oberlippe hinweg und gegen meine Nase. »Das ist alles richtig, Bill. Trotzdem kann ich einfach nicht glücklich darüber sein.«

»Stimmt.«

»Es ist eine Klemme. Ich kann deinem Sohn nicht mehr in die Augen schauen. Wenn ich ihn sehe, bekomme ich automatisch Schuldgefühle. Was habe ich ihm angetan? Jahrelang haben Nadine und er sich aneinander gewöhnt. Die beiden waren ein Herz und eine Seele. Plötzlich sind sie auseinandergerissen worden. Einfach so. Eiskalt und grauenhaft. Das Band zwischen ihnen wurde zerschnitten.«

Bill runzelte die Stirn. »Noch einmal, John. Es hat keine andere Möglichkeit gegeben, davon lasse ich mich auch nicht abbringen. Außerdem werde ich mit Johnny in einer stillen Stunde reden.« Er legte mir eine Hand auf die Schulter. »Ich bin davon überzeugt, John, daß er es verstehen wird.«

»Nein, Bill, das ist unmöglich. Der Junge kann die Dinge einfach nicht überblicken. Er ist ein normaler Mensch und kein Übermensch. Gewisse Dinge sind ihm zwar nicht fremd, aber das Begreifen der

großen Zusammenhänge fehlt ihm dennoch.«

Ich hob die Schultern. »Wer blickt da schon durch, Bill? Auch ich schaffe es nicht.«

»Da hast du es.«

Ich ging vom Fenster weg. Auf einer Sessellehne ließ ich mich nieder. »Stellt sich nur die Frage, ob Nadine es auf der Nebelinsel tatsächlich schafft, ihren normalen Körper wieder zurückzubekommen. Ich… ich kann daran noch nicht glauben. Und wenn es tatsächlich so sein sollte, ist damit noch immer nicht gesagt, daß sie Avalon auch verlassen kann. Dort hat der Zauberer Merlin das Sagen.«

»Na und?«

Ich lachte Bill hart an. »Du bist gut. Merlin ist eine Person, die ich nicht einschätzen kann. Sein Vater soll der Teufel gewesen sein, wenn man den alten Sagen Glauben schenken darf. Okay, er hat ihn verlassen und ist seinen eigenen Weg gegangen, der nicht unbedingt mit dem unseren übereinstimmen muß. Die Insel ist ein Rätsel. Dort kannst du den Tod überwinden und zwar durch eine bestimmte Kraft.«

»Sprich es aus, John!« forderte der Reporter.

»Gut, Bill. Es kann sein, daß es die Kraft des Teufels ist. Eben durch Merlin, und ich glaube kaum, daß der Teufel indirekt daran Interesse hat, Nadine am Leben zu lassen. Der hat seine Fallstricke ausgelegt, das kannst du mir glauben.«

»Dann hast du nicht viel Hoffnung?«

»Ich hoffe darauf, daß ich mich irre.«

Bill verzog den Mund. »Das ist schlecht, John, verdammt schlecht. Hoffen, daß du dich irrst?« Er hob die Schultern und ließ sie abrupt wieder sinken. »Ich weiß nicht. Also da gehe ich mit dir nicht konform.«

»Brauchst du auch nicht, Bill. Ich habe dir nur gesagt, was ich davon halte.«

»Avalon soll froh sein, daß es sein Opfer bekommen hat. So sehe ich es. Alles andere kann mir gestohlen bleiben. Für mich ist Johnny wichtig. Er hat einen Schock bekommen, das war ein Tiefschlag, den auch ein Erwachsener nicht verdaut hätte. Ich weiß nicht, was in dem Jungen vorgeht. Sicherlich eine kleine Hölle. Er wird durcheinander sein. Es kommt jetzt auf uns, seine Eltern, an, daß wir ihm über die verflucht hohen Klippen hinweghelfen und ihm immer wieder erklären, daß nicht alles verloren ist.«

»Das wirst du besser können als ich, Bill. Denn du bist deinem Sohn gegenüber glaubhafter.«

»Kann sein.«

Ich war überrascht. »Traust du es dir nicht zu!«

»Was heißt hier trauen, John? Ich denke da an Sheila. Es gibt gewisse Situationen, in denen Frauen mehr Einfühlungsvermögen besitzen als

Männer.«
»Da möchte ich mich nicht einmischen.«
»Sheila kommt mit ihrem Sohn sehr gut aus. Die beiden sind sehr oft wie Freunde. Ich bin davon überzeugt, daß sie ihm schon das Richtige sagen wird. Er muß es einfach begreifen.«
Ich trank und nickte. »Das hoffen wir alle, Bill. Weißt du, worüber ich nachgrübele?« Während der Worte ging ich durch den großen Wohnraum. »Ich denke darüber nach, ob es nicht doch einen anderen Weg gegeben hätte, der mich zum Ziel gebracht hätte. Das sitzt mir wie ein Alpdruck auf der Brust und quält mich.«
»Du hast doch alles versucht, John.«
»Tatsächlich alles?«
»Jetzt hör auf! Im Rahmen deiner Möglichkeiten hast du sämtliche Chancen genutzt.«
Neben der Tür blieb ich stehen. »Ich bin mir nicht sicher, ob es gereicht hat.«
»Wer kann das schon sagen. Ich hoffe nur, daß sich Nadine einmal meldet, auf welchem Weg auch immer. Möglicherweise schafft sie es durch telepathische Kräfte, mit Johnny in Kontakt zu treten. Avalon wird sie formen, da kann es eine Brücke geben. Ich bin davon überzeugt, daß er erst anders reagieren wird, wenn er durch sie die gesamte Wahrheit erfährt. Ihr wird er mehr glauben als uns.«
»Das mag schon sein.« Ich lächelte schief und runzelte anschließend die Stirn. »Nur wird ihm das Nadine nicht mehr zurückbringen, Bill. Glaube es mir.«
Sheila betrat das Zimmer. Auch sie sah schlecht aus. Blaß im Gesicht, die Wangen hatte sie leicht gepudert, um wenigstens etwas Röte auf die Haut zu bekommen.
Sie sah so hilflos aus und dokumentierte dies auch mit der Geste, als sie die Schultern hob.
»Wie ist es?« fragte ich.
Sie schüttelte den Kopf. »Nicht gut, John. Er liegt in seinem Bett und ist verzweifelt.«
Ich preßte die Lippen hart zusammen. Wieder überkamen mich die Vorwürfe mit aller Härte. »Du kennst deinen Sohn besser«, sagte ich leise. »Hätte es Sinn, wenn ich zu ihm gehe und mit ihm spreche?«
»Das weiß ich nicht.«
»Bitte, gib mir eine klare Auskunft.«
»Ich glaube nicht, John.«
»Das habe ich mir gedacht.«
»Er muß zu einem Großteil allein mit dieser Lage fertig werden«, sagte Bill.
Sheila verteidigte ihren Sohn. »Das kannst du ihm nicht zumuten. Das schafft nicht einmal ein Erwachsener. Es wird nicht einfach oder

kaum möglich sein, diese Lücke zu schließen. Zudem geht das Leben auch für ihn weiter. Er muß in die Schule, er muß lernen, er wird wieder mit den anderen Schulkameraden zusammenkommen. Es wird ihnen auffallen, daß er eine Veränderung durchgemacht hat. Man wird Fragen stellen, seine Leistungen werden absinken. Bisher hält er sich in der Mitte, aber der Ruck nach unten muß einfach kommen.«

»Stimmt«, sagte ich.

»Nur wir können ihm helfen. Auch du, John. Leider weiß ich nicht, wie das geschehen soll. Da bin ich echt überfragt. Aber ich hoffe darauf, daß die Zeit die Wunden heilt.«

»Daran denke ich nicht.«

Sheila zeigte sich überrascht. »Weshalb nicht?«

»Weil *ich* hoffe, daß nicht soviel Zeit vergeht und es sich alles vorher regelt.«

»Inwiefern?«

»Eine Rückkehr der Nadine.«

»Als Wölfin?« fragte Sheila.

»Nein, als Mensch.«

Sie schaute mich nachdenklich an. »John, ich weiß nicht, ob das so gut für alle wäre.«

»Zumindest für Nadine. Sie hat es sich immer wieder gewünscht, das wissen wir.«

»Ja, schon, aber für Johnny. Er wird sich damit nicht zurechtfinden können.«

»Mein Gott, er wird auch älter. Ich rechne damit, sollte der Fall tatsächlich eintreten, daß beide gute Freunde werden. Aber das ist Zukunftsmusik.«

Bill leerte sein Glas. »Hast du eigentlich schon darüber nachgedacht, mit Nadine Kontakt aufzunehmen? Ich meine, hast du dir Gedanken über gewisse Möglichkeiten gemacht?«

»In der Tat.«

»Und?«

Mein Lächeln fiel schmal aus. »Es tut mir echt leid, aber ich habe keine Lösung gefunden. Das ist alles ein harter Schlag ins Wasser gewesen, sorry.«

»Kannst du das genauer erklären?«

»Sicher. Mein Kreuz schaffte es nicht, selbst der Gral spielt nicht richtig mit. Die einzige Möglichkeit ist der Trank des Vergessens. Den aber hält der Spuk unter Kontrolle. Nur in der Ausnahme hat er Kara einen Tropfen davon überlassen. Einen Tropfen Ewigkeit hat sie bekommen, um mich aus Avalon wegzuholen. Noch einmal wird der Spuk es nicht hergeben. Wenn doch, wer sagt mir denn, daß wir die Reise nicht umsonst gemacht haben? Vielleicht denkt Nadine ganz anders darüber. Avalon ist eine wunderschöne Insel. Sie ist ein

herrliches Eiland. Ich habe König Artus verstehen können, daß er sich nach Avalon zurückgezogen hat, um auf der Insel zu sterben und gleichzeitig wieder das Leben zu bekommen.«

»Wunschgedanken, John?«

»Nein, Bill. Ich habe die Insel erlebt. Sie ist…«

Das Klingeln des Telefons unterbrach meine Antwort. Sheila stand am nächsten, hob ab, begrüßte Sir James Powell und reichte mir den Hörer hin. »Der Chef.«

»Danke.« Ich räusperte mich und fragte: »Was gibt es, Sir?«

»Da Suko nicht greifbar ist, müssen Sie ran, John. Es tut mir leid, aber da ist eine Sache passiert, die sollten Sie sich einmal genauer anschauen.«

»Was und wo?«

»Ein toter Japaner. Der Mann war alt und ist auf ungewöhnliche Art und Weise ums Leben gekommen. Fahren Sie hin. Der Arzt der Mordkommission wird noch anwesend sein.«

»Wer leitet die Untersuchung?«

»Chiefinspektor Tanner.«

»Auch das noch.«

»Nicht zufrieden?«

»Mehr als das, Sir.«

»Ich höre dann von Ihnen.«

Mit einem bedauernden Achselzucken drehte ich mich nach dem Auflegen zu den Conollys um. »Ihr habt es selbst gehört, ich muß weg. Ein Mordfall in Soho!«

Bill war mißtrauisch. »Nur ein einfacher Mord, John?«

»Das wird sich herausstellen.« Ich ging auf Sheila zu. Ihr Mund zuckte. Sie hatte Mühe, sich zu beherrschen. »Es tut mir leid, Sheila, wirklich. Aber ich…«

»Schon gut, John. Niemand wird dir einen Vorwurf machen. Versuche auch du, es zu verdrängen.«

»Mal sehen.«

Bill brachte mich noch zur Tür. Ich hörte Sheila noch weinen und ballte vor Zorn die Hände. »Bill, das ist eine verdammte Scheiße, ist das. Ich weiß auch nicht, wie ich da wieder rauskommen soll.«

»Hattest du eine andere Wahl?«

»Keine Ahnung.«

»Fahr vorsichtig, John«, sagte mein Freund, als ich in den Rover stieg. »Zu viele Gedanken sind oft schlecht und beeinträchtigen die Reaktion, alter Junge.«

»Wem sagst du das.« Ich ließ den Motor an. Bill schlug noch auf das Dach, dann rollte ich in Richtung Tor.

Über meine Gedanken möchte ich lieber nicht schreiben…

***

Chiefinspektor Tanner, ein alter Freund und Spezie, hockte auf einer Kiste. Wie immer trug er seinen speckigen Filz und hatte den Hut in den Nacken geschoben.

»Da bist du ja, John.«

Ich reichte ihm die Hand. »Wo liegt der Tote?«

Tanner deutete über die alte Theke hinweg. »In einem hinteren Raum. Der Mann ist sehr alt gewesen, fast ein Greis.«

Bei diesem Satz rann mir ein Schauer über das Gesicht, weil ich daran dachte, daß auch ich vor kurzem stark gealtert war.

Tanner bemerkte es. »Ist was?«

»Nein, nichts.«

Die Tür stand offen. Ich drückte mich an einem der beiden Standscheinwerfer vorbei, die mit ihren Lichtlanzen direkt auf den am Boden liegenden Mann zielten. Der Anblick war furchtbar. Es sah so aus, als hätte der Tote keine Kehle mehr.

»Was sagst du?« fragte Tanner.

Ich schluckte. »Es… es ist nicht einfach.«

»Das meine ich auch, John.«

Aus dem Hintergrund löste sich der Arzt. Unter seinem weißen Kittel trug er eine dicke Strickjacke. Er und Tanner arbeiteten schon lange zusammen, auf die Resultate des Docs konnte man sich hundertprozentig verlassen.

»Was meinen Sie, Sinclair?«

Ich hob die Schultern. »Sorry, Doc, ich bin nur ein Laie.«

»Schauen Sie sich die Wunde genau an. Ich will Ihren Kommentar hören.« Sein Faltengesicht zeigte ein schmales Lächeln.

Gern tat ich es nicht, aber ich beugte mich nach vorn, um die Kehle aus der Nähe betrachten zu können.

Sie ließen mir ungefähr fünfzehn Sekunden Zeit. Dann erkundigte sich Tanner nach meinem Eindruck.

Ich kam wieder hoch. »Tja, ich meine, daß er von einem kleinen Raubtier angefallen sein muß.«

»Richtig, John, das habe ich auch gesagt.« Tanner schneuzte in ein großes Taschentuch, schimpfte dann über das Erkältungswetter und kam wieder zum Thema. »Aber unser Quacksalber war anderer Meinung. Er meint, daß es kein Tier gewesen ist.«

»Ach – was dann?«

Die Antwort gab der Doc. »Ein Mensch, John. Es war ein Mensch, der die Kehle durchgebissen hat.«

»Was?«

»Ja, denn ich habe mir die Stelle genau angeschaut und entdeckte Abdrücke eines menschlichen Gebisses. Diesen Mann hat kein Raubtier umgebracht. Das war ein Mensch, Sinclair, darauf verwette ich sogar Tanners alten Hut.«

»He, he, das ist mein bestes Stück.«
»Ich dachte, das wäre deine Frau.«
»Dann ist er eben das zweitbeste«, grummelte Tanner, »und das wird auch nicht verwettet.«
»Aber kein Vampir?« hakte ich nach.
Der Doc ließ sich etwas Zeit, bevor er den Kopf schüttelte. »Nein, dafür würde ich meine Hand ins Feuer legen. Es war kein Vampir. Außerdem fehlen die Bisse am Hals.«
»Das ist wahr«, murmelte ich und knetete dabei mein Kinn. »Haben Sie eine Lösung, Doc?«
»Bestimmt keine andere als Sie, Sinclair. Meines Erachtens haben wir es hier mit einem Killer zu tun, der mit seinem Gebiß tötet. Und dieser Killer ist kein Tier.« Der Doc schielte mich über die Gläser seiner Halbbrille hinweg an.
»Ein Mensch«, murmelte ich. »Verdammt noch mal, wer macht denn so etwas?«
Tanner lachte mir hustend entgegen. »Das wollen wir ja gerade dich fragen.«
»Mist. Ich habe keine Ahnung. Ich kenne keinen Menschen, der ein derartiges Gebiß besitzt.«
»Und wie sieht es mit einem Dämon aus?«
»Tanner!« rief ich überrascht. »Daß Sie mir das sagen, wundert mich ganz besonders.«
Er winkte ab. »Darüber wundere ich mich selbst. Aber was macht man nicht alles, wenn das Rätsel zu groß wird. Ich habe ja deinen Chef angerufen. Tut mir leid, daß ich darauf gekommen bin. Vielleicht ist auch alles ganz anders…«
»Nein, nein, schon gut, daß du mich informiert hast. Wenn es ein Mensch gewesen ist, hat man ihn möglicherweise gesehen. Habt ihr schon in der Gegend herumgefragt?«
»Darauf kannst du dich verlassen. Rate mal, was herausgekommen ist?«
»Nichts.«
»Sogar überhaupt nichts. Niemand hat oder will etwas gesehen haben.«
»War niemand im Geschäft?«
»Das schon.«
»Aha.«
»Nichts aha!« blaffte Tanner, bevor er wieder seinen Riechkolben schneuzte. »Der Mann, der gesehen wurde, als er den Laden betrat, ist ebenfalls ein Japaner gewesen, wurde uns gesagt. Kannst du dir vorstellen, was das bedeutet?«
»Du wirst es mir gleich sagen.«
»Mit dem größten Vergnügen. Für die meisten Weißen sehen Japaner

oder Chinesen alle gleich aus. Da gibt es keine Unterschiede in den Beschreibungen. Wir haben nur herausgefunden, daß der Besucher ein mittleres Alter gehabt haben muß und normal groß gewesen war. Das ist alles, mein Junge.«

»Leider nicht viel.«

»So denke ich auch.«

»Trotzdem muß es einen Grund dafür geben, daß dieser… wie heißt der Tote eigentlich?«

»Hatiyama.«

»Okay, daß dieser Hatiyama umgebracht wurde.«

»Wo willst du anfangen zu suchen, John?«

»In seiner Umgebung. Verwandtschaft, Bekanntenkreis, in der Tradition möglicherweise.«

Tanner schnippte mit den Fingern. »Tradition, John, das kann es sein, das muß es sogar sein. Ich habe zwar nicht viel Ahnung, aber die Japaner hängen trotz des Fortschritts und der großen technischen Errungenschaften noch hart in den Traditionen. Möglicherweise hat er gegen eines der alten Gesetze verstoßen. Wir haben uns auch einen zweiten Raum angeschaut. Dort existiert ein kleiner Altar, mit dem ich nicht viel anzufangen weiß…«

»Führe mich hin.«

Wir umgingen den Toten. Die Spuren waren bereits gesichert worden, da brauchte ich keine Rücksicht zu nehmen. Der zweite Raum war noch kleiner, und den Altar sah ich auch. Auf einem schmalen Brett stand eine weiße Maske, die einem menschlichen Gesicht entnommen war. Umrahmt wurde sie von zwei flachen Schalen, die mit einem Pulver gefüllt waren.

»Kannst du damit etwas anfangen?« fragte Tanner.

Ich hob die Schultern. »Eigentlich nicht. Ich wundere mich nur über das V-förmige Zeichen auf der Stirn, das etwas dunkler ist. Wenn du dich schräg hinstellst, kannst du es sehen.«

Das tat Tanner und bückte sich dabei. »Ja, stimmt. Ist schon komisch.« Er schob die Unterlippe vor. »Wie auch die gesamte Maske, die kann einem Furcht einflößen.«

»Man müßte einen Experten fragen.«

»Dann kennst du dich auch nicht aus?«

»Nicht besonders. Ich kann nur raten.«

»Mach doch mal.«

»Nimm mich nicht beim Wort Tanner. Die Maske könnte der Abdruck des Gesichts eines Shinto-Mönches sein.«

»Wunderbar. Fehlt nur das V-förmige Zeichen. Welche Erklärung hast du dafür?«

»Keine.«

Tanner winkte ab. »Du warst auch schon besser, John.«

»Vielleicht. Jedenfalls ist sie kein Beweis dafür, daß sie auch mit dem Tod des Mannes in einem unmittelbaren Zusammenhang steht. Das kannst du erst mal streichen.«

»Wie geht es weiter?«

»Du mußt den Besucher oder Kunden finden und im Dunstkreis des Toten nachforschen.«

»Darf ich fragen, was du machst?«

»Klar. Ich werde versuchen, Suko aufzutreiben. Wenn mich nicht alles täuscht, muß er mehr über die Maske wissen. Er wird bestimmt über deren Herkunft informiert sein.«

»Ruf ihn an.«

»Ich könnte höchstens trommeln, er ist unterwegs.«

Tanner lachte röhrend. »Ohne seinen Schatten? Das ist wirklich ein Ding, John.«

»Tja, wir sind zwar warm und brüderlich, doch warme Brüder sind wir nicht.«

»Das hast du gesagt.«

In der Nähe des Toten wurden wir wieder ernst. Zwei Männer hievten ihn in eine Wanne und schlossen den Deckel. Dann transportierten sie ihn nach draußen.

Tanner stand neben mir. »Wenn ich daran denke, daß jemand herumläuft, der anderen die Kehle durchbeißt, wird mir ganz anders. Wie denkst du darüber, John?«

»Ähnlich.«

»Auch wenn wir ein Phantombild hätten, würde es nicht reichen, weil eben die Japaner für uns Europäer alle gleich aussehen. Jedenfalls bleiben wir in Verbindung.«

»Das versteht sich.«

Ich verabschiedete mich von Tanner und dem Doc. Vor dem Geschäft blieb ich nachdenklich stehen. Wir befanden uns hier in einer Gegend, die hauptsächlich von Japanern bewohnt wurde. Sie gehörten allerdings nicht zur gut verdienenden Schicht. Waren jedoch keine Sozialhilfeempfänger.

Was geschehen war, hatte sich herumgesprochen. Neugierige Gesichter schauten mich an. Die Menschen standen in der Nähe herum, als gäbe es etwas Bestimmtes zu erwerben.

Fragen stellte mir keiner.

Ich ging ein paar Schritte weiter, wo ich meinen Wagen abgestellt hatte. Einen noch jungen Burschen sprach ich an, ob er etwas gesehen hatte. Als Erwiderung erntete ich nur ein Lächeln und wußte nicht einmal, wie es gemeint war. Zumindest hintergründig. Ich konnte mir auch vorstellen, daß keiner den Mund aufmachte. Diese Menschen hielten zusammen, sie waren eine verschworene Gemeinschaft.

Ich schloß die Fahrertür auf und wollte mich in den Rover falten, als

ich den Schrei hörte.

Hoch, spitz und grell.

So schrie nur eine Person, die schreckliche Furcht hatte.

Wie ein Revolverschuß knallte es, als ich die Wagentür wieder ins Schloß hämmerte.

Dann sprintete ich los. Mit gewaltigen Sätzen hetzte ich über die Straße, denn der Schrei war nicht in einem der Häuser aufgeklungen. Sein Echo war durch die Einfahrt geklungen.

Sehr schmal öffnete sie sich zwischen zwei Häusern. Ich hetzte hindurch, hörte die Schreie auch weiterhin, stieß mir an den Wänden die Schultern, kam aber weiter und landete in einem Hof, der von den Rückseiten der Häuser umfriedet wurde, die allesamt Anbauten aufwiesen.

Wie krumm und verschachtelt sie waren, interessierte mich im Augenblick nicht, ich hatte nur Augen für die Frau in der roten Lederjacke, die dabei war, einen Schäferhund mit beiden Händen zu zerreißen…

***

Neben ihr stand der etwa vierzehnjährige Junge und schrie. Die Szene war für ihn furchtbar. Vielleicht war es auch sein Hund, das alles kümmerte mich nicht, die Frau war wichtig.

Und sie schaffte das Unmögliche!

Blut stürzte aus den beiden Körperhälften als Schwall zu Boden.

Zum Glück war das Tier schon tot gewesen, aber sie schleuderte eine Hälfte auf mich zu, die, mit der Schnauze nach vorn, mir entgegenflog. War diese Frau auch in der Lage, die Kehle eines Menschen durchzubeißen?

Der Junge schrie nicht mehr. Er lief weg, das war gut so, denn ich konnte mich um die Person kümmern.

Sie schleuderte auch die andere Hälfte. Die erste war an mir vorbeigeflogen, die zweite hätte mich erwischt, aber ich drehte mich zur Seite, so wischte sie an mir vorbei. Nur mehr ein paar Blutstropfen klatschten gegen meine Jacke.

Dann kam sie selbst.

So etwas hatte ich noch nicht erlebt. Sie lief nicht, sie ging auch nicht, sie schnellte vor und schien bei ihren Sprüngen den Boden kaum zu berühren.

Sie war ungemein schnell, eine Frau, die wie ein Mann wirkte, und als ich sie deutlicher sah, erkannte ich auf der Stirn das V-förmige Zeichen.

Oder war es eine Täuschung?

Wir prallten nicht zusammen. Ich war mir nicht sicher, ob ich diesen Zusammenprall ohne Verletzung überlebt hätte. Durch blitzschnelles

Hinwerfen gelang es mir, ihr zu entgehen. Sie wuchtete an mir vorbei, ich kam wieder auf die Füße und zerrte die Beretta hervor.

Da hatte sie sich bereits gebückt und einen schweren Gullydeckel hochgerissen.

Ich schoß.

Die geweihte Silberkugel prallte sirrend ab. Als deformierter Querschläger blieb sie irgendwo liegen.

Sie warf den Deckel.

Einfach so…

»Scheiße!« schrie ich und machte, daß ich wegkam.

Der Gullydeckel erwischte mich nicht. Er landete zwischen Mülltonnen, von denen er eine Reihe umwarf.

Da war die Frau wieder auf dem Weg und rannte zu einem der zahlreichen Anbauten hin.

Wie eine Feuerleiter, nur ohne Plattformen, führte die Treppe außen hoch. Sie endete vor der Tür des braun gestrichenen Holzbaus, dessen Dach einen pagodenartigen Schwung aufwies.

Die Frau rannte die Treppe hoch. Ihre rote Lederjacke schimmerte fast in der gleichen Farbe wie das Blut des Hundes.

Ich jagte hinter ihr her!

Sie besaß einen großen Vorsprung, den sie aber nicht ausbaute, denn sie drehte sich am Ende der Treppe schwungvoll um.

Fast starr blieb sie stehen, auf mich wartend, den blassen Mund zu einem häßlichen Grinsen verzogen.

Ich war langsam geworden, bedrohte sie mit der Waffe und schrie sie an. »Keine Bewegung!«

Die Frau lachte nur.

Ein viereckiges Dach schützte die Plattform, an der die Treppe endete. Es wurde von zwei viereckigen Pfosten gehalten.

Sie ließ mich kommen.

Ich war unheimlich auf der Hut. Die ersten Stufen legte ich zurück, ohne daß sich die Frau rührte.

Nur ein Knurren drang mir entgegen, ein Geräusch, das auch ein Tier hätte abgeben können.

Auf einmal bewegte sie sich. Die Frau schwang ihren Arm wie eine Machete.

Und sie zielte damit gegen den stabilen Pfosten.

Was dann passierte, kam mir vor wie ein böser Alptraum. Die blutbesudelte Handkante erwischte den Pfosten ungefähr in der Mitte. Und sie besaß soviel Kraft, daß sie ihn auch in der Mitte durchschlug.

Gleichzeitig bewegte sich die Frau zur anderen Seite. Wieder schnellte ein Arm vor.

Diesmal war es der linke, und der traf den zweiten Pfosten nur einen Sekundenbruchteil später.

Sie fielen fast gemeinsam und mit ihnen das verdammte Dach. Das Krachen und Splittern schallte mir entgegen wie eine schlimme Warnung.

Ich warf mich zurück und sah im Fallen, wie das Chaos über die Frau hereinbrach. Das fallende Dach hatte sich verkantet. Mit der harten Seite würde es gegen sie schlagen und sie unter sich begraben.

Sie bewegte sich nicht von der Stelle. Dafür schlug sie mit beiden Fäusten zu.

Und sie zertrümmerte das Dach!

Das bekam ich soeben noch mit, bevor ich rücklings zu Boden schlug und mich durch den Schwung überkugelte. Durch die Treffer war das Dach in mehrere Teile zerhauen worden, die allesamt den Weg nach unten über die Treppe nahmen.

Ich geriet auch noch in Gefahr und kroch auf den Knien davon.

Kein Mensch ließ sich blicken. Die Furcht hatte die Menschen in ihre Wohnungen getrieben.

Der Staub hielt sich zum Glück in Grenzen, so daß mir ein Blick über die Treppe gestattet war. Sie besaß noch alle Stufen, nur waren einige von ihnen durch den Aufprall angebrochen.

Die Frau sah ich nicht mehr. Wie ein Spuk war sie gekommen und ebenso wieder verschwunden.

Als Möglichkeit gab es nur die Tür, die in das Haus hineinführte.

Ich mußte über die angebrochene Treppe, konnte die Stufen nicht so schnell überwinden, wie ich gewollt hätte, und bewegte mich deshalb sehr vorsichtig weiter.

Das Geländer hing ebenfalls schräg. Zur Hofseite hin war es weggekippt. Himmel, in welch einen Fall war ich da hineingeraten! Diese Frau konnte man nicht mehr als einen Menschen ansehen. Sie sah zwar so aus, aber wie sie reagiert hatte, das überstieg das Begriffsvermögen eines normal denkenden Menschen.

Sie war sich selbst treu geblieben und nicht normal durch die Tür gegangen. Die hatte sie kurzerhand zerhämmert. Fragmente von ihr hingen noch in den Angeln.

Dahinter lag ein schmaler Flur. Eingepackt in ein diffuses Halbdunkel, aus dem jeden Augenblick eine Gefahr hervorstoßen konnte.

Türen zweigten an der rechten Seite ab. Die linke bestand aus normalem Stein: Noch wartete ich, denn dieser verdammte Gang kam mir nicht geheuer vor. Lauerte die Person irgendwo. Wie ich sie einschätzte, war sie in der Lage, mich mit einem Hieb in zwei Hälften zu schlagen.

Ich mußte mich auf die Gegenwart konzentrieren, was mir nicht leichtfiel, denn ich dachte an die verdammte Vergangenheit, die erst eine halbe Minute zurücklag. Diese Person durfte einfach nicht wahr

sein, die kam mir vor wie ein Übermensch, eine Perversion der Gentechnik, vor der viele Menschen nicht unberechtigt Furcht hatten.

Den ersten Schritt setzte ich sehr vorsichtig in den halbdunklen Flur hinein.

Nichts passierte. Ich fühlte rasch nach meinem Kreuz, das sich nicht erwärmt hatte.

Also keine Magie, auf die mein Talisman reagierte. Ich hatte die Frau für einen Moment ziemlich deutlich sehen und dabei erkennen können, daß es sich um eine Japanerin handelte.

Und ein Japaner, war durch einen fürchterlichen Biß ums Leben gekommen. In diesem Fall schien sich alles auf Japan zu konzentrieren. Er kam schon einem kleinen Angriff auf unser System gleich.

Wen hatten sie geschickt?

Die Türen rechts blieben geschlossen. Nicht einmal Geräusche drangen aus den Zimmern durch das Holz.

Auf meinen Handflächen hatte sich der leichte Schweißfilm abgesetzt. Ich wußte genau, daß etwas passieren würde, nur konnte ich nicht sagen, was und wann.

Zur Hälfte hatte ich den Gang durchschritten und konnte bereits sein Ende sehen.

Er machte dort einen Knick…

Rechts von ihm führte der Flur weiter. Er würde tiefer in das Haus hineinstechen. Da er dort, wo sich beide trafen, eine Ecke bildete, konnte es leicht sein, daß die Killerin dahinter lauerte, um mich in den richtigen Empfang zu nehmen.

Das wollte ich ihr versalzen.

Es kam anders, ganz anders.

Über mir und ungefähr in Höhe der Decke hörte ich plötzlich ein sirrendes Geräusch.

Ich blieb stehen, legte den Kopf zurück, schaute nach oben, sah die blitzenden Silberfäden und die beiden daran hängenden Schrumpfköpfe wie aus dem Nichts erscheinen.

Sie rasten nach unten.

Ihr Ziel war mein Hals!

***

Suko bekam den mißtrauischen Blick, wie immer, wenn ihm etwas nicht so recht gefiel.

»Hier wohnt er?«

»Ja.«

»Und mein Auto?«

Shao zog die Augenbrauen zusammen. »Wieso?«

»Nun ja, ich lasse es nicht gern ohne Aufsicht. Die Typen hier in der

Nähe wirken auf mich nicht vertrauenserweckend.«
»Sie gehören zu Takita Ogu.«
»Toll. Jetzt sag mir nur, wer dieser Superknabe ist.« Suko traf keinerlei Anstalten, die Wagentür zu öffnen. Er wollte erst Näheres über diesen Takita Ogu erfahren.
»Viel kann ich dir auch nicht sagen, Suko.«
»Das wenige könnte schon reichen.«
Shao lächelte. »Okay. Ogu ist ein Mann, der akzeptiert wird, weil er eine gewisse Macht besitzt.«
»Industrielle?«
»Bestimmt, aber nicht vordergründig. Man bezeichnet ihn auch als einen Meister der alten Kunst.«
»Kampf?«
»Ja.« Sie nickte. »So kannst du es nennen. Er bildet junge Leute aus. Auch in den alten Kampftechniken. Aber er lehrt auch Geschichte und wie man mit der Tradition umzugehen hat, damit sie in der heutigen Zeit nicht untergeht.«
Suko nickte und meinte: »Das hört sich irgendwo beeindruckend an. Wie ist es möglich, daß ich noch nichts über einen derartigen Menschen erfahren habe?«
»Ganz einfach. Er tritt nicht an die Öffentlichkeit. Er gehört zu denen, die im geheimen wirken, deren Einfluß keiner unterschätzen sollte. Auch du nicht, Suko.«
»Ich werde mich hüten.«
»Dann können wir wohl gehen.«
»Wenn du das sagst.« Suko lächelte. Er mußte sich in diesem Fall auf Shao verlassen, und er ging davon aus, daß er das auch konnte.
»Ich habe trotzdem noch eine Frage.«
»Bitte.«
»Wie steht er zu dieser Schrumpfkopf-Königin.«
»Das weiß ich nicht, Suko. Er wird uns zumindest mehr über sie sagen können, hoffe ich.«
»Wäre nicht schlecht.« Der Inspektor verließ jetzt endgültig den BMW und schloß ihn sorgfältig ab.
Sie befanden sich auf einem Gelände, das zur Straße hin durch eine Mauer abgetrennt wurde. Die Mauer wuchs ziemlich hoch und besaß auf ihrer Krone zusätzlich einen dünnen elektrischen Warndraht.
Durch ein offenstehendes Tor waren sie auf das Grundstück gefahren und hatten in der Hofmitte angehalten. Die Gestalten, die sich auf dem Hof eingefunden hatten, wirkten so, als wären sie nur zufällig dort. Doch sie hatten ihre Augen überall.
Suko und Shao verließen den Wagen zugleich. Das Haus, in dem Takita Ogu sein Hauptquartier aufgebaut hatte, machte von außen einen nicht gerade einladenden Eindruck. Es war ein viereckiger

Kasten, ein Ziegelsteinbau, ziemlich alt, aber nicht heruntergekommen. Es fehlte keine Scheibe.

Die Fenster ließen von außen her keinen Durchblick zu, in entgegengesetzte Richtung klappte das schon.

Vor dem Eingang wurden die beiden aufgehalten. Ein lächelnder Mann stellte sich ihnen in den Weg und erkundigte sich nach ihren Wünschen.

»Wir möchten Takita Ogu sprechen.«

Der Freundliche schaute Suko an. »Er empfängt gern Besucher. Sind Sie angemeldet, bitte?«

»Nein.«

»Dann werde ich wohl kaum etwas für Sie machen können. Es tut mir sehr leid.«

Suko und Shao wollten sich natürlich nicht abwimmeln lassen. Bevor der Inspektor seinen Dienstausweis zog, übernahm Shao die Fortführung des Gesprächs.

»Sagen Sie Mr. Ogu, daß die Strahlen der Sonnengöttin nicht immer im Dunklen Reich versickern werden.«

Der Mann behielt sein Lächeln nicht mehr bei. Es zerbrach plötzlich. Das Gesicht bekam etwas Maskenhaftes. Einen Kommentar auf diese Forderung gab er nicht und erklärte nur, daß er Takita Ogu die Nachricht übermitteln wollte.

Durch eine Seitentür verschwand der Mann. »Ist das der richtige Weg, um Einlaß zu finden?« fragte Suko.

Shao nickte. »Vor der Sonnengöttin haben viele Menschen Respekt, auch wenn sie im Dunklen Reich gefangengehalten wird. Man kennt Amaterasu sehr gut.«

»Das hoffe ich.«

Es dauerte nicht lange, als der gleiche Mann wieder erschien. Auf seinem Gesicht war das Lächeln zurückgekehrt. Er verbeugte sich und hielt die Tür offen.

»Man erwartet Sie mit großer Freude.«

»Danke sehr.«

Die beiden betraten einen großen und auch breiten Flur, in dessen Mitte eine ebenfalls breite Treppe in die Höhe führte.

Daß hier eine Kampfschule untergebracht sein sollte, konnten Suko und Shao kaum glauben, aber man mußte da vorsichtig sein.

Diese Räume konnten auch unter der Erde untergebracht worden sein.

»Darf ich vorgehen?«

»Bitte.«

Sie stiegen die Treppe hoch, erreichten eine Galerie, die durch Eisengeländer geschützt wurde und innerhalb des Gebäudes dessen Umriß nachvollzog.

Rechts und links zweigten verschiedene Türen ab. Das alles erinnerte Suko an die alten amerikanischen Gefängnisse, wo sich ein Mittelflur auftat, von dem aus die Zellentüren überwacht werden konnten.

Vor einer, die einen grasfarbenen Anstrich zeigte, blieb der Führer stehen.

Er klopfte, öffnete und nickte ihnen zu, nachdem er sich verbeugt hatte.

»Dürfen wir?« fragte Suko.

»Ja, der Meister ist bereit, Sie zu empfangen.«

Auf diesen Meister war Suko gespannt. Er rechnete damit, in ein mit Traditionen überladenes Zimmer zu gelangen und sah sich getäuscht, denn der Raum war ziemlich westlich eingerichtet, wenigstens was den Schreibtisch aus Stahlrohr und Holz anging.

Als Sitzgruppe standen Kissen zur Verfügung. Der Tisch dazwischen war sehr flach.

Takita Ogu hatte sich hinter seinem Schreibtisch erhoben. Er trug einen dunkelbraunen Anzug, ein weißes Hemd und eine sehr dezente Krawatte. Weder Kampfkleidung noch die alten japanischen Samurai-Anzüge waren zu sehen. Sie hätten auch nicht zu dem Mann mit der schmalen Goldrandbrille gepaßt. Altersmäßig war er schwer einzuschätzen, die Fünfzig hatte er schon erreicht.

»Seien Sie mir willkommen«, begrüßte er die beiden Besucher und bot ihnen Plätze an.

Zu dritt nahmen sie auf den Kissen Platz. Ogu ließ Tee reichen.

Auf sein lautes Händeklatschen hin schob sich eine der transparenten Innenwände des Raumes von außen her zur Seite, und ein junger Mann stellte den frisch gebrühten Tee nebst Geschirr ab.

Man trank, redete über allgemeine Dinge, was so üblich war, denn die Asiaten fielen bei ihren Besuchen nicht gleich mit der Tür ins Haus. Ogu behielt sein Lächeln bei, als er die erste gezielte Frage stellte.

»Was führt Scotland Yard in mein bescheidenes Büro?«

Suko lächelte zurück. »Ich habe mir gedacht, daß Sie wissen, wer ich bin.«

»Sie sind zwar Chinese, aber es gibt doch eine gewisse Verwandtschaft zwischen unseren Kulturen. Die Elemente flossen ineinander über. Das brauche ich Ihnen nicht zu erzählen.«

»Richtig.«

»Ich bin mir keines Vergehens bewußt, Mr. Suko.«

»Das glaube ich Ihnen gern. Aus diesem Grunde haben wir Sie nicht aufgesucht.«

»Womit kann ich Ihnen dann dienen?«

»Es geht um Shao.«

Ogu richtete seinen Blick auf die Chinesin, die ihren weiten Mantel

nicht abgelegt hatte. »Sie kommen bewaffnet zu uns, wie ich sehe. Man hat Sie dennoch durchgelassen, weil man Ihnen vertraut, denn Sie sprachen die Sonnengöttin an.«

»Das ist korrekt.«

»Ich weiß aus der langen Geschichte und der Tradition unseres Landes, daß die Sonnengöttin gefangengehalten wird und es trotzdem geschafft hat, eine Nachfolgerin zu bestimmen. Kann ich davon ausgehen, daß diese Nachfolgerin vor mir sitzt?«

»Das können Sie.«

Takita Ogu neigte seinen Kopf ein wenig vor. »Dann seien Sie mir doppelt willkommen.«

»Ich danke Ihnen.«

»Darf ich fragen, was Sie hier machen?«

Der Mann lächelte schmal. »Ich bilde einen Brückenkopf zwischen meiner Heimat und dieser Fremde. Sehen Sie, die Märkte explodieren. Der Osten steht in einem gewaltigen Wandel. Er wird die Marktwirtschaft einführen müssen, was für Japan und auch den Westen ungemein wichtig ist. Diese Länder öffnen sich für unsere Waren. Die Konzerne stehen bereit, und sie schicken jetzt bereits ihre Mitarbeiter, damit sie auf den neuen Markt vorbereitet werden können.«

»Als Wirtschaftler?«

»Das kommt hinzu. Ich bereite sie allerdings auch in der alten Tradition vor. Sie lernen es, höflich zu sein, sie werden wieder an unsere alten Werte erinnert, die wir dann hineinmischen in das moderne Leben – wenn Sie verstehen.«

»Ich glaube schon.«

»Danke.«

»Wir hörten von Kampfsportarten«, warf Suko ein.

Ogu gab ihm recht. »Ja, das stimmt, denn nicht nur die Seele muß darauf vorbereitet sein, auch der Körper. Die Ertüchtigung findet in unseren unteren Räumen statt.«

»Im Keller also?«

»Richtig. Dort verbinden wir den Kampfsport mit der Meditation. Wir beweisen, daß das eine nicht ohne das andere geht. Es ist nicht schwer, die jungen Menschen, die zu uns kommen, sind sehr lernwillig und auch wißbegierig.«

»Das glauben wir Ihnen gern.«

Sie tranken ihre hauchdünnen Tassen leer, und Takita Ogu legte die Handflächen gegeneinander. »Nun habe ich Ihnen ein wenig über uns berichtet. Ich nehme nicht an, daß dies der wahre Grund Ihres Kommens ist. Oder sollte ich mich geirrt haben?«

»Bestimmt nicht, Mr. Ogu«, erklärte Suko. »Es gibt da schon andere Probleme.«

»Darf ich Ihnen bei deren Lösung behilflich sein?«
»Das hoffen wir sehr. Aber ich möchte Shao reden lassen. Sie hat mich auf Ihre Spur gebracht.«
Ogu lächelte. »Wie soll ich das verstehen?«
»Es ist sehr leicht«, antwortete Shao. »Ich gehe davon aus, daß Sie mit gewissen Dingen bestens vertraut sind, was die mythologische Seite der japanischen Geschichte angeht.«
»Ich habe mich ein wenig bemüht.«
»Das dachten wir uns. Ihr Ruf ist Ihnen zudem vorausgeeilt. Sie wissen, wer ich bin, auf welcher Seite ich stehe, was mir wiederum viele Erklärungen erspart.«
»Das denke ich mir.«
»Es geht um Akido!« Shao sprach frei von der Leber weg und nicht mehr um das Thema herum. Takita Ogu schaute sie für einen Moment starr an, bevor er zur Teekanne griff, einschenkte und sich auf diesem Wege Zeit zum Überlegen holte. Vorsichtig setzte er die Kanne wieder ab. In seinem Gesicht war nicht zu erkennen, wie er reagieren und was er antworten würde. Er räusperte sich leicht.
»Sie wissen Bescheid?« fragte Shao.
»Ja, ich kenne den Namen.«
»Mehr nicht?«
Der Japaner lächelte. »Möglich, aber ich nehme an, daß Sie mir mehr über die Person erzählen werden, deren Heimat unsere Welt wohl nicht ist, wenn ich mich nicht irre.«
»Da haben Sie recht. Nur hat Akido ihre Welt verlassen, um in der unsrigen Angst und Terror zu verbreiten.«
Takita Ogu schwieg. Gern hätte Suko gewußt, welche Gedanken sich hinter der Stirn dieses Mannes abspielten. Hatte er schon etwas geahnt? War er informiert worden?
Er räusperte sich. »Sie haben das sehr sicher behauptet, Shao.«
»Ich weiß es.«
»Darf ich fragen, wer Ihnen die Information gab?«
Shao gab eine indirekte Antwort. »Vielleicht wissen Sie, daß ich zwischen den Dimensionen pendle. Muß ich deutlicher werden, was die Informationen angeht?«
»Nein, das nicht. Ich rechne damit, daß die Sonnengöttin Amaterasu selbst gern gegen Akido angegangen wäre.«
»So ist es.«
»Sie wissen, wer Akido ist?« Der Japaner stellte die Frage nach einem langen Atemzug.
»Man nennt sie die Schrumpfkopf-Königin.«
»Ja, das stimmt. Sie besitzt Macht über Schrumpfköpfe und stammt aus einem Seitenreich der Jigoku, der Hölle. Dort hat sie ihren Platz gehabt. Sie kam über die Menschheit wie eine Plage. Ihre Opfer waren

junge Männer, die sie durch ihre körperlichen Reize lockte. Sie war nämlich gleichzeitig eine große Hure und eine Gespielin mächtiger Dämonen. Sie muß ihre Sache sehr gut gemacht haben, denn man gab ihr ein eigenes Reich und eine unwahrscheinliche Kraft, der kaum etwas standhielt. Sie konnte diese Kraft erneuern, wenn sie ihre Diener tötete und deren Köpfe einem gewissen Prozeß unterwarf, die sie schrumpfen ließen. Von ihr selbst wurde den Köpfen magisches Leben eingehaucht. Wenn sie erscheint, sind die Köpfe zumeist nicht weit entfernt, denn sie gehören zu denen, die Akido bewachen.«

»Das waren interessante Ausführungen, Mr. Ogu«, bedankte sich Suko. »Nur stellen wir uns die Frage, was eine Person wie Akido hier in London sucht?«

Der Japaner nickte. »Das ist wirklich schwer zu beantworten. Ich kann Ihnen kaum helfen.«

»Kaum?«

Ogu rückte seine Brille zurecht. »Ich möchte Sie etwas anderes fragen. Ist diese Person Ihnen bereits erschienen? Hat sie Spuren hinterlassen?«

»Wir wissen es nicht.«

Takita Ogu nickte. »Dann möchte ich Sie aufklären. Ich will mich damit nicht herausstellen, aber Sie selbst haben mich ja nicht ohne Grund aufgesucht, nehme ich an. Sie wissen also, daß ich über gewisse Dinge gut informiert bin. Sollte etwas in London passieren, was mit meinen Landsleuten zu tun hat und außerhalb der Norm steht, erfahre ich es. So hat man mir gesagt, daß es einen Toten gab. Ein alter Mann, der ein Geschäft führte, wurde umgebracht. Man hat ihm die Kehle durchgebissen.«

»War es ein Tier?« fragte Suko.

Ogu hob die Schultern. »Niemand weiß es genau, aber ich kann es mir vorstellen.«

»Was, bitte?«

»Daß es kein Tier gewesen ist, sondern einer der Schrumpfköpfe, die Akido gehorchen.«

Shao und Suko schauten sich an. Beide waren nicht in der Lage, ein Wort zu sprechen. Plötzlich kam ihnen die Luft sehr stickig vor, und beide spürten den dicken Kloß in der Kehle.

»Das habe ich mir gedacht«, flüsterte die Chinesin. »Ich wußte es. Man hat mich nicht grundlos hergeschickt.«

»Es wird schwer sein, sie zu stoppen.«

Shao nickte. »Das glaube ich auch, Mr. Ogu. Aber wenn Sie schon derartig gut informiert sind – wissen Sie vielleicht noch mehr, was uns weiterhelfen könnte?«

»Ich habe mich nicht speziell um diesen Fall gekümmert. Er ist Sache der Polizei.«

»Moment mal«, sagte Suko, der beim Begriff Polizei wieder an sich persönlich dachte. »Wenn Sie vieles wissen und auch Ihre Landsleute kennen, könnten Sie uns auch verraten, wer getötet wurde und ob dieser Tote möglicherweise etwas mit der Schrumpfkopf-Königin zu tun gehabt haben könnte, als ei noch lebte.«

»Nein, das glaube ich nicht. Hatiyama war ein alter Mensch, der seinen kleinen Geschäften nachging. Er war gut angesehen, er tat niemandem etwas zuleide. Das können Sie so nicht sehen.«

»Weshalb starb ei dann?«

Takita Ogu trank einen Schluck Tee. Er hatte die Farbe von bleichem Gras. »Ich habe von einem indirekten Mord gesprochen. Von einer Warnung, die anderen galt.«

»Wem, zum Beispiel?«

Er lächelte. »Bevor Hatiyama getötet wurde, hat ein Kunde seinen Laden betreten. Die Polizei sucht ihn, sie wird ihn nicht finden, weil keiner meiner Landsleute etwas sagen würde…«

»Aber Sie kennen den Kunden?«

»Nicht persönlich. Ich weiß, wer er ist.« Ogu lächelte plötzlich.

»Da fällt mir etwas ein. Selbst Ihr Partner John Sinclair wird ihn kaum finden.«

»Moment, John ist…«

»Man rief ihn, weil die tödliche Verletzung doch sehr ungewöhnlich war.«

»Ach so.«

»Dann ist er schon am Ball«, flüsterte Shao.

Ogu hatte sie gehört. »Sie haben es exakt ausgedrückt. Ja, er beschäftigt sich mit dem Fall. Er wird den Zeugen suchen, dessen Namen er nicht weiß.«

»Aber Sie kennen ihn?«

»Ich erfuhr ihn durch Boten«, erwiderte Ogu und blickte Shao dabei lächelnd an.

»Wie heißt er?«

»Pete Sagari.«

»Nie gehört«, bestätigten Shao und Suko wie aus einem Mund.

»Das kann ich mir denken. Mr. Sagari ist Halbasiate. Sein Vater war Japaner, seine Mutter nicht. Er gehört zu den Menschen, die japanische Technik und japanisches Know-how nach Europa bringen. Eine unserer größten Firmen hat ihn geschickt. Er ist ein Experte für Datenverarbeitung, also Computer.«

»Was hat er mit der Schrumpfkopf-Königin zu tun?« fragte Shao leise. »Ich sehe keine Verbindung.«

»Es ist auch schwer«, gab Ogu zu. »Aber ich kann mir vorstellen, daß es trotzdem eine gibt. Wie oft sind bei uns Tradition und Fortschritt miteinander verknüpft. Das eine braucht das andere nicht

auszuschließen. Es gibt viele direkte Wege, manchmal aber auch Umwege, die ebenfalls zum Ziel führen.«
»Entschuldigen Sie, es bleibt für mich trotzdem ein Rätsel.«
»Wie heißt die Firma?«
»Nippon Electronics.«
»Die kenne ich.«
»Dort beschäftigt sich Pete Sagari mit Programmen. Er gehört zu den Genies, denn er stellt sie selbst her, was wirklich eine Spezialaufgabe ist.«
»Das kann man wohl sagen«, murmelte Suko.
Ogu hob die Schultern. »Sie sind Polizist, ich nicht. Sie müssen sich gewisse Dinge zusammenreimen.«
»Das habe ich schon«, erwiderte der Inspektor. »Die Schrumpfkopf-Königin könnte sich an Sagari herangemacht haben, nur deshalb, weil er eine beruflich exponierte Stellung innehat.«
»So würde ich es auch sehen.«
Shao sprach weiter. »Das hieße doch, daß diese Dämonin versuchen würde, in die moderne Computerlandschaft hineinzutauchen und dort mitzumischen.«
»Es ist möglich.«
»Manipulieren«, murmelte Suko und schlug mit der Faust in seine flache Hand. »Ja, das ist es. Sie wollen manipulieren. Sie will die alten Traditionen in die neue Landschaft hineinbringen. Sie will Gewalt und Grauen. Wie das im einzelnen ablaufen soll, kann ich nicht sagen, aber die große Richtung müßte feststehen.«
»Es ist ein Problem«, gab der Japaner zu.
»Von dem Sie nicht unmittelbar betroffen sind. Oder irre ich mich da?«
»Nein, Sie irren nicht. Ich bilde Menschen aus, empfehle sie auch weiter, ihre fachliche Qualifikation bekommen Sie erst von ihrem Arbeitgeber.«
»Ja, das leuchtet mir ein.« Suko schaute den Mann scharf an. »Sie haben wirklich noch keinen Kontakt mit Akido gehabt?«
Bevor Ogu antworten konnte, summte auf seinem Schreibtisch das Telefon. »Sie entschuldigen mich. Wenn ich während einer Besprechung angerufen werde, ist es wichtig.«
»Bitte sehr«, sagte Shao. Sie schaute ihm nach, wie er zum Schreibtisch ging und hatte die Stirn dabei in Falten gelegt. »Noch laufen wir einem Phantom hinterher. Daß aber John ebenfalls mitmischt, daran hätte ich nie gedacht.«
»Es war der Tote. Er muß irgend etwas gehabt haben, das aufgefallen ist.«
Ogu hörte nur zu. Er gab kaum einen Kommentar. Und wenn, dann sprach er Japanisch. Schließlich legte er den Hörer mit einer

behutsam wirkenden Bewegung zurück, holte tief Luft und blieb für einen Moment nachdenklich vor seinem Schreibtisch stehen.

Als er zurückkehrte, setzte er sich nicht mehr hin. Auch Shao und Suko erhoben sich.

»Schlechte Nachrichten?« fragte die Chinesin.

»Es geht. Wichtig war es, denn es hängt indirekt auch mit Ihnen zusammen.«

»Akido?«

»So ist es. Sie erschien, und sie hat bewiesen, welch eine Kraft in ihr steckt.« Er breitete die Arme aus. »Stellen Sie sich vor, ich würde zwischen meinen Händen einen Schäferhund halten. Einmal an der Schnauze, einmal am Schwanz. Und dann würde ich ihn mit einem einzigen Ruck in zwei Teile reißen.«

»Das schaffen Sie nicht!« antwortete Shao spontan.

»Ich nicht, aber es gibt eine Person, die es schaffen würde, meine Liebe.«

»Akido?«

»Sie hat es demonstriert. Es gab Zeugen, und einen davon kennen Sie sehr gut. Ihr Freund John Sinclair!«

Beide beherrschten sich. Die Überraschung zeichnete sich allein in ihren Augen ab.

»John also«, flüsterte Suko. »Wo ist es passiert?«

»Nicht weit vom Ort des Verbrechens entfernt. Es hat einen Kampf zwischen Ihrem Freund und Akido gegeben.«

»Wie ist er ausgegangen?«

»Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen. Normalerweise kann ein Mensch gegen Akido nicht bestehen. Sie ist einfach zu stark. Sie gehört zu den Tengus, dieser Dämonen, deren Kraft unersättlich ist. Man kann sie nicht stoppen. Wenn sie verletzt werden, regenerieren sie sich sofort. Es ist schwer zu begreifen, aber damit müssen wir uns abfinden. Sie sollten sich danach richten.«

»Wissen Sie denn Genaues?«

»Nein.«

»Wo können wir Akido finden?«

»Inspektor. Dies ist ein Problem, auf das ich noch zu sprechen kommen wollte. Ich kann es Ihnen nicht sagen. Diese Dämonin ist eine Künstlerin, was die Verwandlung angeht. Sie läßt sich nicht beschreiben. Sie sieht heute so und morgen so aus, wenn Sie verstehen. Sie ist eine gewaltige Gefahr für alle.«

»Dennoch müssen wir sie stoppen. Geben Sie uns einen Tip, Mr. Ogu. Ich bitte Sie.«

»Halten Sie die Augen offen. Wenn Akido merkt, daß Sie ihr auf der Spur sind, wird sie sich schon bemerkbar machen. Das können Sie mir glauben. Dann möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken.« Er sprach

eindringlich weiter. »Denken Sie immer daran, welch eine Kraft sie besitzt, was ich Ihnen gesagt habe. Sie zerreißt nicht nur Tiere. Das gleiche könnte mit Menschen passieren.«

Suko nickte. »Wir haben die Warnung verstanden. Wenn sie Spuren hinterläßt, die keine Menschenleben kosten, um so besser. Nur müßten wir auch wissen, wo wir sie finden können. Die einzige Spur, die wir haben, ist Pete Sagari.«

»Ich kann Ihnen da nicht helfen. Sie können gern im Telefonbuch nachschauen.«

»Danke.«

Der Japaner holte das Buch aus einer Schublade der Wandtäfelung. Auf dem Schreibtisch breitete Suko den Wälzer aus und durchstöberte ihn.

Der Name Sagari war schnell gefunden. Die Adresse fand er ebenfalls heraus.

Sagari wohnte südlich der Themse, an der Grenze zu Belgravia.

Keine billige Gegend.

»Sie sind fündig geworden, Inspektor?«

»Danke.«

»Dann können wir ja zufrieden sein.« Der Mann lächelte knapp.

»Nein und ja. Ich möchte Ihnen noch eine Frage stellen, um deren Beantwortung ich bitte.«

»Gern.«

»Werden Sie Ihre Aktivitäten in diese Richtung hin verstärken? Das heißt, mischen Sie und Ihre Leute mit?«

Takita Ogu überlegte. »Bisher sehe ich keinen Grund, denn ich bin nicht persönlich betroffen.«

»Wir könnten auf Ihre Hilfe rechnen, falls wir sie benötigen?«

»Das verspreche ich Ihnen. Schließlich bin auch ich daran interessiert, daß alles wieder ins Lot kommt. Wissen Sie, ich liebe Japan, ich liebe die Geschichte meines Landes, ich liebe auch die geheimnisvollen Mythen sowie die Askese der Mönche oder die große Freude vieler Menschen. Das alles ist für mich wichtig, es soll so bleiben, und das Böse soll in der Jigoku verharren.«

»Dann sind wir einer Meinung.«

Ogu persönlich brachte sie bis an die Tür. Dahinter wartete bereits ein korrekt gekleideter Mensch, der sie zum Ausgang geleitete. Neben dem BMW blieben sie für einen Moment stehen und atmeten tief durch. Shao schüttelte den Kopf.

»Weißt du, Suko, ich kann noch immer nicht fassen, daß auch John mit von der Partie ist.«

»Es scheint ihm nicht gutgegangen zu sein.« Der Inspektor schloß den Wagen auf.

»Du willst telefonieren?«

»Richtig.« Seine Stimme klang belegt. »Ogu hat nicht zu Ende gesprochen. Ich befürchte, daß John etwas Schlimmes zugestoßen ist. Diese Schrumpfkopf-Königin muß furchtbar sein.«

»In der Tat.«

»Wie kann sie einen Hund einfach zerreißen?«

Suko gab keine Antwort, weil er schon wählte. Äußerlich ruhig, innerlich jedoch zum Zerreißen gespannt. Er hatte erst Sir James anklingeln wollen, es sich dann überlegt und die Nummer des gemeinsamen Büros gewählt, wo Glenda abhob und sich wunderte, daß sie mit Suko sprechen konnte.

»Wo steckst du denn?«

»Glenda, das spielt keine Rolle. Was ist mit John?«

Sie lachte. »Was soll mit ihm sein? Er ist noch unterwegs, glaube ich.«

»Wohin wollte er?«

Sie merkte, daß es Suko eilig hatte und nannte ihm die Adresse.

»Chiefinspektor Tanner bat um seinen Besuch.«

»Okay, aber passiert ist ihm nichts?«

»Nein.«

»Das ist gut.« Suko atmete auf. Wenn etwas schiefgegangen wäre, hätte Glenda davon erfahren.

»Soll ich ihm Bescheid sagen, daß du angerufen hast, wenn er sich meldet?«

»Das wollte ich gerade sagen. Ich bin bei folgender Adresse zu finden.« Suko buchstabierte den Namen und die Anschrift. »Sag ihm, daß wir der Person auf der Spur sind, die Akido heißt und die er ebenfalls kennen muß.«

»Ist das alles?«

»Ja.« Der Inspektor schickte noch einen Gruß hinterher und legte danach auf.

»Zufrieden?« fragte Shao.

»In etwa. Jedenfalls scheint ihn die Schrumpfkopf-Königin nicht erwischt zu haben.«

»Das ist doch schon etwas.«

»Sicher.« Suko startete den Wagen. Vorbei an zwei Wächtern rollten sie dem offenen Ausgang entgegen.

»Ich habe das Gefühl, daß wir schnell sein müssen«, erklärte Shao, »sehr schnell sogar.«

»Ich auch, meine Liebe.«

***

Wie unendlich häßliche und widerliche braune Klumpen kamen sie mir vor, und sie bestanden in den unteren Hälften fast ausschließlich aus Mäulern.

Die tödlichen Schrumpfköpfe hingen an langen Silberfäden, wo sie auf- und niederpendelten, lauernd, abwartend, sich wahrscheinlich das Ziel aussuchend.

Ich war einen Schritt zurückgetreten. Wenn ich weiterwollte, mußte ich an ihnen vorbei.

Noch taten sie nichts.

Ich tastete zur Waffe.

Da schnellten sie vor.

Beide zugleich jagten sie in meine Richtung. Im Bruchteil einer Sekunde schoß mir der Anblick der Leiche durch den Kopf. Ich wußte jetzt, wie dieser Mensch getötet worden war, denn die Schädel zielten auch auf meine Kehle.

Ich tauchte weg, riß den rechten Arm hoch und hämmerte eine Handkante gegen den Kopf.

Bei der Berührung hatte ich das Gefühl, gegen eine weiche Masse geschlagen zu haben, jedenfalls pendelte der Schädel wieder zurück, machte mir den Weg frei, und ich ging zu Boden.

Dort wälzte ich mich auf den Rücken, sah den zweiten Schrumpfkopf über mir.

Der Schädel hatte sich gesenkt, so daß er mich anschauen konnte.

Er besaß tatsächlich Augen. Es waren kleine, runde Klumpen, nur wußte ich nicht, ob er damit auch sehen konnte.

Er raste herab.

Diesmal konnte ich nicht so schnell weg. Selbst eine rasche Drehung hätte nichts gebracht.

Das wollte ich auch nicht. Ich hatte den geweihten Silberdolch gezogen und stach ihn dem Kopf entgegen.

Die gut gezielte Silberklinge verschwand fast bis zum Heft im Halsstumpf des Kopfes. Sie drang noch weiter hindurch, ich zerrte an ihr und konnte den Schädel zerschneiden.

In Höhe des Gesichts trat die Klinge wieder mit ihrer Breitseite hervor.

Was geschah, bekam ich nicht mit, denn jetzt mußte ich mich tatsächlich weiterrollen, prallte gegen die Wand, wollte hoch, als mich der Schädel erwischte.

Die Zähne hämmerten in meinen Rücken, der glücklicherweise durch das dicke Winterleder der Jacke geschützt war.

Ich schwang mich herum und auch den Arm. Mit dem Dolch kappte ich den Silberfaden.

Ein Schnitt reichte aus.

Der Schädel kippte zu Boden. Dicht neben mir prallte er auf. Ich stieß ihn mit dem Fuß weg und hatte endlich Gelegenheit, wieder auf die Füße zu kommen.

War er erledigt?

Nein, er lebte noch. Sehr klein kam er mir auf dem Boden liegend vor. Dennoch hatte er nichts von seiner Boshaftigkeit verloren. Der Blick seiner Augen versprach mir den Tod.

Dann hüpfte er auf mich zu.

Ich erwischte ihn mit der Fußspitze. Er knallte gegen die Wand. Es hatte keinen Sinn, daß ich versuchte, ihn mit dem Kreuz zu vernichten. Auf diese Magie reagierte mein Talisman nicht. Wenn ich ihn zerstörte, mußte ich schon zu radikaleren Mitteln greifen, wie eben zu meinem Silberdolch.

Diesmal schleuderte ich die Waffe.

Wie ein Blitzstrahl jagte sie in einem schrägen Winkel dem Schrumpfkopf entgegen und hieb direkt oberhalb der Augen in die Stirn hinein. Dort platzte zuerst die Haut weg, dann öffnete sich der Schädel, eine braungelbe Flüssigkeit quoll hervor, rann nach unten und verteilte sich auf dem ekligen Gesicht.

Reichte die eine Attacke aus?

Einige Sekunden wartete ich ab. Möglicherweise erholte er sich wieder. Das war zum Glück nicht der Fall. Der Schädel blieb liegen wie eine gespaltene Nuß.

Und der zweite?

Ich drehte mich auf der Stelle. Er lag dicht neben der Wand. Auch aus ihm war die Masse gequollen und hatte sich derart über seinem Gesicht verteilt, daß davon nichts mehr zu sehen war.

Verschwinden lassen sollten die Schädel andere. Der Kampf gegen die Schrumpfköpfe hatte mich Zeit gekostet. Bestimmt war das Killerweib verschwunden.

Aufgeben wollte ich trotzdem nicht.

Ich huschte um die Ecke, wobei ich jeden Augenblick mit dem Erscheinen weiterer Schrumpfköpfe rechnete. Nichts störte meinen weiteren Weg. Die Türen lagen weiterhin auf der rechten Seite. Eine fiel mir deshalb auf, weil sie spaltbreit geöffnet war.

In der Lücke schimmerte die bleiche Gesichtshaut. Ich drückte die Tür nach innen.

Eine Frau starrte mich an. Sie war schon älter und unwahrscheinlich mager. Die Eltern schienen Schwarze oder Asiaten zu sein.

»Haben Sie die Frau gesehen?«

»Sie ist ein Dämon«, flüsterte die Person. »Sie ein gefährlicher Dämon, den die Jigoku entlassen hat. Ich weiß es, ich habe es gespürt. Als sie an mir vorbeistreifte, da merkte ich den Hauch des Bösen, der mich streifte. Es war einfach grauenhaft. Ich bekam eine furchtbare Angst, das müssen Sie mir glauben.«

»Wo ist sie hingegangen?«

»Gegangen?« kreischte die Person und strich durch ihr schwarzgraues Lockenhaar. »Die brauchte nicht zu gehen. Dämonen wie sie können

auch fliegen. Es war Akido, die Königin der Schrumpfköpfe. Sie hat ihr Reich verlassen, um uns zu bestrafen.«

»Mehr wissen Sie nicht?«

»Reicht es nicht, Weißer?«

»Nicht für mich.«

»Mehr kann ich nicht sagen.« Sie hämmerte die Tür wieder zu.

Ich war etwas sauer. Dieses Gespräch hatte nichts gebracht und nur Zeit gekostet.

Der Gang war sehr schnell zu Ende. Dort lief ich durch eine Lücke in der Mauer und erreichte das eigentliche Haus, an das der Anbau nachträglich angebracht worden war.

Hier waren die Gänge etwas breiter. Ich erreichte eine Treppe und lief die Stufen nach unten. Spuren hatte die gefährlich Frau auf ihrer Flucht nicht hinterlassen.

Ich ärgerte mich, daß sie mir entwischt war. Aber ich dachte ebenfalls über den Kommentar der Frau nach, die mir erklärt hatte, daß Akido fliegen könnte.

Tatsächlich fliegen?

Sicher war ich mir nicht, es war auch nicht unmöglich. Vielleicht schaffte sie es, sich zu verwandeln und damit Grenzen zu überwinden in eine andere Welt.

Jedenfalls hatte sie es nicht geschafft, mich zu stoppen. Was nicht heißen sollte, daß sie aufgeben würde. Im Gegenteil, sie wußte jetzt, mit wem sie es zu tun hatte. Sicherlich besaß sie auch den Instinkt, mich als gefährlich einzustufen.

Im Hausflur drängten sich Kinder nahe der Tür zusammen. Ich konnte an ihren Gesichtern erkennen, daß auch sie wußten, was sich ereignet hatte.

»Ihr habt nichts gesehen?« fragte ich sie.

Kopfschütteln…

»Gut.« Ich öffnete die Haustür und fand mich in einer Parallelgasse wieder.

Die schrillen Geräusche der Bobby-Pfeifen hallten an meine Ohren. Ich lief um die nächste Ecke herum. Uniformierte verteilten sich auf dem Hof, wo noch immer die beiden blutigen Hälften des Schäferhundes lagen und von Chiefinspektor Tanner begutachtet wurden.

Als er mich kommen sah, schüttelte er den Kopf, deutete auf den zerstörten Eingang und fragte: »Warst du das?«

»Nein.«

»Wer dann, zum Henker?«

»Eine Frau.«

Das Gesicht des Chiefinspektors bekam noch mehr Falten. »Verflucht noch mal, dann haben die Zeugen ja recht, die behaupten, es wäre

eine Frau gewesen.«
»Scheint mir auch so.«
»Und die soll auch den Hund zerrissen haben?« erkundigte er sich lauernd.
»So ist es.«
»John.« Er hielt mich am Arm fest. »Womit haben wir es hier zu tun? Ich sehe es dir an, daß du mehr weißt.«
Ich schaute gegen Tanners Hutkrempe. »Leider nicht genug, Tanner, leider nicht genug.«
»Wie soll ich das verstehen?«
»Keine Ahnung. Es ist mir alles noch ein Rätsel. Sie persönlich hat mich nicht aufhalten können. Dann schickte sie mir die Schrumpfköpfe. Die konnte ich zerteilen…«
»Was schickte sie dir?«
»Schrumpfköpfe, Tanner. Du kannst sie sehen, wenn du in das Haus gehst. Okay?«
»Warte hier.« Tanner mußte los und redete mit einigen Bobbies, die dabei waren, Aussagen von Zeugen aufzunehmen. Sie sprachen auch mit dem Jungen, der so fürchterlich geschrien hatte. Er war der Besitzer des Hundes gewesen.
Tanner persönlich schritt die Treppe hoch und kam sehr schnell wieder zurück. Den Hut hatte er diesmal tiefer in die Stirn geschoben, ein Zeichen, daß er innerlich kurz vor der Explosion stand.
»Du hast recht gehabt, John.«
»Klar.«
Er fluchte, daß es weit zu hören war. »Wie, zum Teufel, sind die Köpfe dahingekommen, John?«
»Da mußt du mich etwas Leichteres fragen. Ich habe keine Ahnung, glaub mir. Ich bin nur der Meinung, daß die Schrumpfköpfe geschickt worden sind. Sie stehen dieser Person zur Seite.«
Tanner nickte? Sein Gesicht zeigte einen Ausdruck, als hätte er überhaupt nichts gehört. Er starrte mehr ins Leere und schüttelte dabei den Kopf.
»Woran denkst du?«
»An zwei Dinge, John. Zunächst einmal daran, daß die Person wie vom Erdboden verschluckt worden ist, und zum anderen an ihre verdammte Kraft. Das… das muß ja der reinste Wahnsinn sein, wie ich finde. Oder meinst du nicht?«
»Ja, sie zerreißt den Hund, sie zertrümmert die Stützbalken und…«
»Karate?«
»Liegt nahe.«
»Wenn du so redest, Sinclair, glaubst du selbst nicht daran.« Er stieß mir gegen die Brust.
»Da hast du recht, ich kann daran nicht glauben. Da steckt etwas

anderes dahinter.«
»Was denn?«
»Eine höllische, eine dämonische Kraft, die wir kaum fassen oder ausdrücken können.«
»Genauer.«
»Das weiß ich nicht. Sie sieht aus wie ein Mensch, sie ist aber ein Tier, wenn ich das mal so sagen darf.« Ich nagte auf der Lippe.
»Möglicherweise hängt ihr Erscheinen auch irgendwo mit dieser verdammten Maske zusammen, die wir im Hinterzimmer des Toten sahen. Sie muß ein Hinweis sein.«
»Da hast du von einem Mönch gesprochen, erinnere dich. Hier im Hof schlug eine Frau zu.«
»Sicher.« Ich hob die Schultern und entschuldigte mich, daß ich keine Lösung anbieten konnte.
»Aber irgendwo mußt du weitermachen, Sinclair.«
»Stimmt.«
»Darf man fragen, wo?«
»Das kannst du, Tanner. Nur wirst du von mir keine Antwort bekommen. Ich weiß es nämlich selbst nicht.«
»Dann tappe mal weiter. Wo steckt eigentlich dein Schatten?«
»Suko ist unterwegs.«
»Ach so.«
»Er könnte mir eine Hilfe sein. Ich werde im Büro anrufen, und fragen, wo ich ihn finden kann. Vielleicht hat er bei Glenda eine Anschrift hinterlassen.«
»Mach das. Ich muß mich hier noch um Zeugenaussagen kümmern, obwohl ich davon überzeugt bin, daß so gut wie nichts dabei herauskommen wird.«
»Und was ist mit dem Jungen, dem der Hund gehörte?«
»Frag du ihn.«
»Soviel Zeit hätte ich noch.«
Er hockte auf einer Müllkippe, hielt den Kopf gesenkt, besaß vom Weinen rote Augen und war zunächst kaum ansprechbar. Erst als ich ihm versprach, die Mörderin zu jagen, da hob er den Kopf und blickte mich zweifelnd an.
»Du mußt mir dabei helfen.«
»Wie kann ich das?« In seiner dünnen Jacke und den abgewetzten Jeans wirkte er hilflos. Seine langen Haare waren strähnig.
»Weißt du, wer es war?«
»Nein.«
»Ich hörte den Namen Akido.«
Der Junge wischte Tränen aus den Augen. »Das kann gut sein, Mister. Da kenn’ ich mich nicht aus. Ich habe meinen Shosho geliebt. Ich konnte mich auf ihn verlassen…«

»Wie kam es denn dazu?«

Der Junge stand auf. Er schaute an mir vorbei. »Da, durch die Einfahrt kam sie. Hier war etwas Betrieb auf dem Hof. Als die Erwachsenen die Frau sahen, zogen sie sich zurück. Sie alle hatten Angst vor dieser furchtbaren Person. Sie ging auf meinen Hund zu, der neben mir stand und mich verteidigen wollte. Ich hörte ihn knurren, bevor er sprang. Sie aber fing ihn auf, einfach so.« Er machte es mir vor, als wollte er nach dem Hund schnappen. »Dann schrie ich nur noch, denn ich sah, wie sie ihn zerriß. Ich hörte ihn noch heulen…«

»Schon gut, Junge«, flüsterte ich. »Am Ball werde ich bleiben, keine Sorge. Ich hole mir diese Person.«

»Dann werden Sie auch zerrissen. Sie… sie ist so unwahrscheinlich stark. Ich weiß nicht, zu wem sie gehört, aber ich glaube, daß sie wirklich aus der Hölle kam.«

»Gibt es da eine besondere Gattung von Dämonen, die mit einer kaum glaublichen Kraft ausgestattet sind?«

»Das weiß ich nicht.«

»Schon gut, mein Junge. Wir werden uns bestimmt noch einmal sehen, wenn wir sie haben.«

»Vielleicht sind Sie dann tot.«

»Das will ich nicht hoffen.« Ich ging. Auf halber Strecke traf ich mit Tanner zusammen.

»Na, Erfolg gehabt?«

»Wie du.«

»Ha, das ist nicht viel.«

»Eben, der Junge stand noch unter Schock. Hintergründe kennt er nicht.«

»Ich habe eine Fahndung anrollen lassen und gleichzeitig dafür gesorgt, daß keiner der Polizisten versucht, die Person zu überwältigen. So etwas würde er nicht überleben. Man soll uns nur Bescheid geben.«

»Das ist gut.«

Mit einem Kopfnicken ließ ich Tanner stehen und ging wieder zurück auf die Straße, wo auch mein Rover stand. Die Menschen diskutierten über den Fall, schwiegen jedoch, wenn ich in ihre Nähe gelangte, denn ich war für sie ein Fremder.

Für meinen Dienstrover hatte sich niemand interessiert. Er fiel in dieser Gegend kaum auf.

Ich öffnete die Tür, ließ mich auf den Sitz fallen und schloß für einen Moment die Augen, weil ich einfach diese innerliche Entspannung brauchte.

Suko mußte informiert werden. Zudem kannte er sich besser in ostasiatischem Mythologien aus. Wenn ich ihm das Problem darlegte, fand er möglicherweise einen Hinweis. Ich hoffte nur, daß ich ihn

erwischte oder Glenda mir sagen konnte, wo ich ihn fand.

Diese Frau, die für mich nur äußerlich eine war, glich einem wilden Tier, das ungezügelt mordete. Sie nahm keine Rücksicht auf Menschenleben, killte selbst oder ließ durch diese fürchterlichen Schrumpfköpfe morden.

Wir mußten ihr das Handwerk legen.

Ich beugte mich vor und gleichzeitig etwas zur Seite, um den Hörer abzunehmen.

Meine Hand lag bereits auf ihm, als es geschah!

Etwas wischte von oben herab nach unten. Ein langgezogener Schatten, der mit einer immensen Wucht auf die Kühlerschnauze meines Rover schlug und sie dann durchbrach, als bestünde sie aus Papier.

Wie eine Steinsäule war der Körper hineingerammt, hatte dort die Elektrik, Kontakte und was weiß ich nicht alles zerstört. In der Mitte hatte sich das Blech zur Seite gebeult wie dünne Flügel.

Das interessierte mich nicht.

Wichtig war allein die Person, die mich durch die Scheibe hinweg angrinste.

Vor mir stand Akido!

***

Zweimal hätte es beinahe gekracht, und Pete Sagari wäre Schuld an beiden Unfällen gewesen. Er konnte es der Geistesgegenwart der anderen Fahrer verdanken, daß alles glimpflich ablief und er seinen Weg fortsetzte. So durcheinander war er noch nie gewesen. Der schreckliche Mord und die anschließende Begegnung mit Akido hatten sein gesamtes Weltbild kippen lassen.

Sagari wußte, daß er in eine Mühle hineingeraten war, aus der er sich nicht mehr befreien konnte. Nicht aus eigener Kraft jedenfalls.

Er benötigte Hilfe.

An wen konnte er sich wenden?

Seit seiner Scheidung vor zwei Jahren lebte er allein. Er kannte zwar eine Menge Leute, nur keinen, den er als vertrauensvollen Freund eingestuft hätte. Also mußte er sich allein durchschlagen und entweder kooperativ sein oder sich gegen die Frau stellen.

Das wiederum wäre einem Todesurteil gleichgekommen. Und wenn er mitmischte?

Sie hatte ihm genau erklärt, was sie von ihm wollte. Er sollte etwas tun, für das er sich verachten würde. Er sollte seine Firma verraten, ein Hacker werden, die Computer umprogrammieren und sie mit Informationen füttern, die nichts mit den normalen zu tun hatten und aus einer anderen Welt stammten.

Magische Formeln…

Alte Zaubersprüche, unheimliche Worte, die ein Mensch kaum auszusprechen wagte.

Als er sie gehört hatte, war ihm bereits ein Schauer über den Rücken gefahren. Er hatte die Formeln noch nie ausgesprochen, aber er konnte sich sehr gut vorstellen, daß er damit eine Lawine ins Rollen brachte, die kaum aufzuhalten war.

Wenn Nippon Electronics magisch manipuliert war, konnten diese mächtigen Kräfte einen Einfluß gewinnen, der zu diesem Zeitpunkt noch nicht überschaubar war.

Sagari war fertig. Beim Gasgeben zitterte das Bein. Über jeden Ampelstop freute er sich, und er wußte, daß noch drei Ampeln vor ihm lagen, bis er sein Zuhause erreicht hatte.

So rollte er wieder an.

Das Haus hatte früher einem sehr reichen Industriellen gehört.

Nach dessen Pleite war es renoviert und im Innern umgebaut worden. Acht Luxuswohnungen beherbergte es jetzt, zumeist bewohnt von Yuppies und deren Freundinnen.

Sagari besaß die kleinste Wohnung. Sie lag im ersten Stock mit Blick auf den Vorgarten und die Straße. Ein Gittertor schirmte den Vorgarten ab. Tagsüber stand es offen, und Sagari ließ seinen Honda hindurch auf das Grundstück rollen.

Die Garagen waren auf dem hinteren Teil gebaut worden. Sie lagen relativ versteckt. Vom Äußeren her paßten sie einfach nicht zu dem alten Hausstil.

Sagari fuhr gar nicht erst in die Garage hinein. Vor der verschlossenen Tür ließ er den Wagen stehen und war froh darüber, sein Ziel glücklich erreicht zu haben.

Er blieb noch sitzen. Mit einem griffbereit liegenden Taschentuch wischte er sich den Schweiß aus der Stirn. Im Nacken spürte er das Ziehen, als wäre dort jemand dabei, seine Haut straffer zu zerren. Er fühlte sich beobachtet, immer wieder erschien das Gesicht dieser gefährlichen Frau vor ihm.

Er konnte es nicht aus seinem Gedächtnis herausstreichen, sosehr er sich auch bemühte.

Pete dachte darüber nach, was ihn in der Wohnung erwartete. Er mußte mit allem rechnen, auch mit einem ungebetenen Besuch dieser schrecklichen Person.

Im Innenspiegel betrachtete er sein Gesicht.

Es sah schlimm aus. Sehr deutlich hatte das Erlebte seine Spuren hinterlassen. Als dunkle Halbmonde lagen die Ränder unter seinen Augen, die Wangen zeigten ein Muster aus kleinen Schweißtropfen, die wie Perlen auf der blassen Haut lagen.

Es hatte keinen Sinn, noch länger im Fahrzeug hocken zu bleiben.

Er mußte in die Wohnung.

Akido hatte ihm geraten, die weiteren Informationen abzuwarten.

Jetzt war er fast gespannt darauf, wie sie es anfangen würde, sich mit ihm in Verbindung zu setzen.

Der Wind fuhr unangenehm kalt zwischen Kragen und Nackenhaut, als er den Honda verließ. Am Himmel jagten sich die grauen Wolken gegenseitig. In der Nacht hatte es geregnet, jetzt waren die Straßen trocken. Über ihm bewegte sich das kahle Geäst der Bäume.

Alles roch wieder nach einem kräftigen Sturm. Der letzte hatte im Haus drei Fensterscheiben zerdrückt, zum Glück nicht an der Seite, wo Sagari wohnte.

An die sehr moderne Haustür der alten Fassade mußte man sich erst gewöhnen. Das hatte der Mann mittlerweile. Auch an den Marmor im Flur, er kam ihm längst nicht mehr so kalt vor wie zu Beginn.

Er hätte den Lift nehmen können, entschied sich jedoch für die Treppe. Weit hatte er es nicht.

Die erste Etage war schnell erreicht. Er teilte sie mit zwei anderen Wohnungen.

Niemand befand sich auf dem hell gestrichenen Flur. Der Teppich schimmerte in einem Blaugrau, dessen Farbe auch die weiße Decke angenommen hatte.

Sagari schloß auf und betrat die Wohnung mit zögernden Schritten. Wie gesagt, sie gehörte zu den kleinsten, war trotzdem relativ groß. Besonders das Zimmer, in das er hineinging. Es diente ihm als Wohn- und Arbeitsraum, manchmal auch als Schlafraum, wenn er die Nacht fast vor dem Computer verbracht hatte, der auf einer großen Holzplatte stand, die sogar noch Platz für den Drucker aufwies.

Ansonsten zeigte die Wohnung keine besonders auffallende Möblierung. Es war eben alles praktisch und selbst zusammengebaut.

Ebenso leicht ließen sich die Regale auch wieder entfernen.

Den Mantel hatte er im Flur an den Haken gehängt, schaute im Bad und im Schlafraum nach.

Erst als er sich davon überzeugt hatte, daß niemand auf ihn wartete, atmete er beruhigt auf.

Im Wohnzimmer stellte er sich an das Fenster und schaute in den Vorgarten, wo der Wind mit Blättern spielte. Er nahm die Szene auf, aber nicht bewußt wahr, denn seine Gedanken bewegten sich in ganz anderen Bereichen.

Wie sollte er sich verhalten?

Es gab für ihn nur eine Möglichkeit. Selbst die Initiative zu ergreifen, traute er sich nicht zu. Wenn es nach Akido gegangen wäre, hätte er sich jetzt vor seinen Computer setzen und versuchen sollen, in die Programme von Nippon Electronics hineinzugelangen.

Das traute er sich nicht. Außerdem hatte er den magischen Wortlaut vergessen. Es würde besser sein, wenn die Formeln noch ein-oder

zweimal wiederholt würden.
Es gab auch eine dritte Möglichkeit!
Sie fiel Sagari plötzlich ein. Als er daran dachte, wurde er kreidebleich und bekam einen erneuten Schweißausbruch. Um diese Möglichkeit anzugehen, benötigte er einen Mut wie nie.
Er war zur Hälfte Japaner, aber er fühlte mehr als Asiate, deshalb war ihm die Möglichkeit auch nicht so fremd, wie sie im ersten Augenblick erschienen war.
Als Sagari sich drehte, erzeugten seine Sohlen ein schleifendes Geräusch auf dem Teppich. Er schaute gegen die Tür und ging mit steif wirkenden Schritten auf sie zu.
In seinem Gesicht bewegte sich nichts. Es war zu einer Maske geworden, aber er merkte sehr deutlich den Druck, der wie ein Klumpen in seinem Magen lag.
Was er vorhatte, war so ungeheuerlich, daß er darüber mit keinem anderen Menschen reden konnte.
Im Schlafzimmer stand ein Bett, breit genug, um auch zwei Personen aufzunehmen.
An der linke Seite breitete sich die Kommode aus. Auf ihr lagen noch einige Fachbücher, in die Sagari vor dem Einschlafen oft hineinschaute. Mehrere Schubladen unterteilten die Vorderseite der Kommode. Die unterste zog Sagari auf.
Dort lagen Taschentücher wohlgeordnet nebeneinander. Pete schob seine Hand darunter und versteifte in seiner Haltung, als er den Gegenstand schon beim ersten Versuch zu packen bekam.
Auf dem Flohmarkt hatte er ihn gekauft. Er war ihm ins Auge gestochen, und der Verkäufer hatte es ihm schriftlich gegeben, daß es sich um einen echten handelte.
Mit einem Ruck zog er die Hand hervor.
Seine Finger umschlossen den Griff eines Dolchs mit leicht gekrümmter Klinge.
Das war die dritte Möglichkeit. Sich den Dolch in den Körper zu stoßen und ihn durch rituelle Bewegungen so zu führen, daß er sich selbst den Bauch aufschlitzte.
Harakiri nannte man es!
Spätestens seit der Oper »Madame Butterfly« war diese Art, sich selbst den Tod zu bringen, auch in Europa bekannt geworden. Da brachte sich die Heldin aus enttäuschter Liebe zum Schluß ebenfalls um, weil sie ihre Ehre wieder herstellen wollte.
Auch Pete Sagari dachte ähnlich. Diese dritte Möglichkeit blieb ihm noch. Was immer er auch sonst tat, das Richtige war es nicht. Er eckte stets irgendwo an.
Sehr langsam schob er sich aus seiner hockenden Haltung wieder in die Höhe, den Dolch hart umklammernd. Sein Blick war steinern

geworden und gab die Gedanken, die ihn durchtosten, nicht wieder.

Sollte er, sollte er nicht?

Er senkte die Augen. Die Klinge des Dolchs verriet ihm die Lösung nicht.

Sie schimmerte in einem dunklen Blau, warf keinen Lichtreflex zurück, und Sagari dachte daran, welch eine Mühe es ihm gekostet hatte, den Harakiri-Dolch zu reinigen, denn er hatte ihn ziemlich verdreckt erworben.

Besonders der Griff war das Werk eines hervorragenden Künstlers. Eine wunderbare Arbeit. Er war mit geheimnisvollen Todeszeichen aus der japanischen Mythologie verziert, die schon einer künstlerischen Intarsienarbeit glichen.

Sagari setzte den Dolch an. Die Spitze fand ihren Platz oberhalb des Bauchnabels.

Jetzt brauchte er nur hineinzustechen, die Klinge nach verschiedenen Seiten bewegen, dann nach oben ziehen und…

Schweiß rann ihm wie Wasser über die Stirn. Sein Herz schlug rasend schnell. Es gehörte ein wahnsinniger Mut dazu, sich mit dieser Waffe umzubringen.

In der Achtung zahlreicher Landsleute würde er steigen, wenn er seinem Leben auf diese Art und Weise ein Ende setzte. Aber war die verdammte Person das wert?

Wieder sah er sie vor sich. Er spürte noch jetzt ihren Griff, mit dem sie mühelos seinen Arm hätte brechen können.

Nein, er wollte nicht.

Mit zitternder Hand zog er die Klinge wieder zurück und holte tief, sehr tief Luft. Dabei gewann er das Gefühl, als würde neues Leben in ihn hineinströmen.

Zudem läutete im Wohnzimmer das Telefon, und dieser Klang ließ ihn zusammenzucken.

Rasch lief er hin, stoppte vor dem Apparat, hob ab und traute sich nicht, seinen Namen auszusprechen.

»Bist du es, Sagari?«

Pete zuckte zusammen, weil er die Stimme der gefährlichen Frau sofort erkannt hatte.

»Ja.«

»Du machst doch keine Dummheiten – oder?«

Sagari zuckte zusammen. Ihm fiel ein, daß er den Dolch noch in der Hand hielt. Als wäre er kochend geworden, ließ er ihn fallen.

»Nein… nein, wie kommen Sie darauf?«

»Nur so, mein Lieber.«

»Ich… ich wollte schon anfangen, als mir einfiel, daß ich ja noch Informationen brauche.«

»Stimmt, Pete. Deshalb rufe ich dich an. Hast du etwas zu

schreiben?«

»Moment.« Er holte einen Block und einen Kugelschreiber und wartete ab.

»Jetzt hör genau zu. Was ich dir sage, wirst du in den Computer eingeben und den Code der anderen Firma damit zerhacken. Ich werde die Kontrolle übernehmen, und du wirst derjenige sein, der meine Anordnungen korrekt ausführt.«

»Natürlich.«

»Ich selbst habe noch etwas zu erledigen. Mir ist jemand zu neugierig geworden. Und jetzt hör zu.«

Akido diktierte etwa eine Minute, und ihre Stimme hatte sich dabei verändert. Sie klang wesentlich dumpfer. Die einzelnen Vokale hörten sich an, als würden sie aus dem Mund hervorzischen.

Pete Sagari schrieb mit. Er verstand kaum mehr als einen Bruchteil davon, doch er schrieb und schrieb. Dabei hatte er das Gefühl, als würde seine Hand nur so über das Papier hinwegfliegen. Alles kam ihm sehr leicht vor, er konnte sich darüber freuen und unterbrach Akido mit keiner einzigen Frage.

»Verstanden?«

»Ich habe alles notiert.«

»Wie schön. Du wirst dich gleich an die Arbeit machen. Setze dich vor deinen Apparat und gebe die Informationen ein. Sie werden sich verselbständigen, Programme knacken oder unter ihre Kontrolle bringen.«

»Natürlich.«

»Und keine Dummheiten, mein Freund! Ich werde dich beobachten. Es lohnt sich nicht, mich reinlegen zu wollen.«

»Ich verspreche es.«

Die Frau hatte aufgelegt, und auch Sagari ließ den Hörer langsam auf die Gabel sinken.

Dann drehte er sich um. Auf seinem Gesicht zeichnete sich die Angst ab, denn einiges von dem, was ihm da gesagt worden war, hatte er schon verstanden.

Da ging es um die Anrufung mächtiger Dämonen, um den Tod und die Vernichtung. Auch sollte die Hölle ihre Pforten öffnen, damit das Grauen freie Bahn bekam.

Ihn schauderte, als er daran dachte.

Wie ein Schlafwandler drehte er sich um und behielt die steife Haltung bei, als er auf seinen Computer zuschritt, vor dem sein gepolsterter Drehstuhl stand.

Trotzdem hatte er den Eindruck, sich auf eine harte Stahlplatte zu setzen. Alles war anders geworden, die eigene Wohnung erschien ihm wie ein ihn umgebender Fremdkörper.

Durch Druck auf eine bestimmte Taste stellte er den Computer ein

und lauschte dem leisen Summen nach, das das Gerät abgab.
Er kannte es gut, das Summen gehörte zu den alltäglichen Geräuschen, an die er sich gewöhnt hatte. Warmlaufen nannte Sagari das. Dabei konnte er stets nachdenken und sich auf die vor ihm liegenden Probleme konzentrieren.
Heute war es nicht so.
Ein zweites Geräusch klang in das Summen hinein. Vom Computer wurde es nicht abgegeben. Sagari glaubte, es hinter sich zu hören, konzentrierte sich darauf und identifizierte es als leises Singen.
Auf einmal war das laute Gefühl da, das sich in seinem Nacken festsetzte. Ein Schauer der Angst rieselte über die Haut hinweg. Er traute sich nicht, sich umzudrehen, seine Gedanken rasten, und er dachte an die Warnung der Frau.
Hatte sie seine Wohnung betreten?
Pete Sagari schaute zur Fensterscheibe.
Dort spiegelte sich die Bewegung wider!
Sie tanzte auf und nieder, das Sirren entstand, weil sich die Fäden zusammenzogen und wieder auseinanderglitten.
Sagari schloß für einen Moment die Augen. Hitzewellen durchrasten ihn. Er wußte, daß er etwas unternehmen mußte, nur war ihm nicht bekannt, was er tun sollte.
Er drehte sich um.
Eigentlich wollte er das nicht, kam sich auch selbst vor sie eine Puppe, und sein Gesicht glich einem steinernen Abdruck.
Sie waren da, das Spiegelbild der Scheibe hatte ihn nicht getäuscht. Nur hatte er es diesmal nicht mit einem, sondern mit mehreren Schrumpfköpfen zu tun.
Sie hingen an ihren spiralförmigen Silberfäden wie Stoffbälle an Gummibändern. Die taten nichts, aber Sagari wußte genau, daß sie für Akido arbeiteten und seinen Job kontrollieren würden.
Beging er einen Fehler, konnte der für ihn tödlich enden. Pete Sagari sackte innerlich zusammen, sein Widerstand schmolz dahin. Er drehte sich wieder um und widmete sich dem Computer.
Jetzt würde er den Virus auf die Reise schicken!

***

Holz hatte keinen Schutz gegen sie geboten, das Blech ebenfalls nicht, und über Glas würde sie nur lachen. Das war für sie nicht mehr als dünnes Papier.
Dieses schoß mir durch den Kopf, als ich sie sah und mitbekam, wie sie ausholte.
Ich war noch nicht angeschnallt und hatte instinktiv den inneren Türhebel gepackt.
Die nächste Aktion war eine Sache von zwei Sekunden. Die Tür

auframmen, mich nach rechts werfen, aus dem Wagen katapultieren. Noch während ich dem Gehsteig entgegensegelte, hörte ich das satte Geräusch, mit dem die Sicherheitsscheibe platzte, als die Faust der Frau gegen sie geschmettert war.

Mich erwischten nicht einmal Krümel, so weit hatte ich mich durch den Sprung vom Fahrzeug wegkatapultiert. Ich rollte mich einige Male um die Achse, bevor ich mit einem Satz nach vorn wieder auf die Füße sprang, mich drehte und zu Akido hinschaute.

Es war eine grotesk wirkende Szene. Die Frau stand inmitten der Kühlerhaube. Ihre Beine waren bis zu den Knien verschwunden. Sie hatte die Scheibe zerhämmert und ließ es dabei nicht bleiben, denn ihre Wut richtete sich plötzlich gegen den Rover.

Ich konzentrierte mich auf sie. Am Rande meines Sichtbereichs erfaßte ich die huschenden Bewegungen der Passanten, sah auch die Uniformen der Bobbies und konnte nur hoffen, daß diese Kollegen keine Fehler begingen.

Akido schrie. Sicherlich vor Wut und nicht vor Anstrengung. Sie hatte die rechte Hand gedreht, so daß die Fläche nach oben zeigte.

Mit den gekrümmten Fingern hielt sie den oberen Rand der Frontscheibe umklammert, ich sah das Zucken ihres Arms, dann riß der Rahmen wie ein Papierstreifen ab.

Sie drehte sich um und schleuderte ihn weg. Er prallte gegen den Mast einer Laterne.

Was ich hier so bedächtig erzähle, lief tatsächlich sehr schnell ab.

Auch das Trampeln der Person, das so aussah, als wolle sie alles im Motorraum zerhämmern.

Dann schnellte sie in die Höhe.

»Bleiben Sie stehen!« brüllte ich sie an. Die Beretta hatte ich diesmal gezogen und mich so aufgebaut, daß die Person das Ende der Schußlinie bildete.

Sie stierte mich an. Auf ihrem grobflächigen Gesicht erschien ein Grinsen und verwandelte die Züge in einen bösen Ausdruck. So wie sie mich anschaute, konnte ich eigentlich nur mit meinem Tod rechnen.

Akido kam auch vor.

»Stehenbleiben!« warnte ich.

Sie kümmerte sich nicht darum. Die Straße hatte sie bereits verlassen, jetzt wollte sie den Gehsteig betreten. Wenn sie weiterging, blieb mir nichts anderes übrig, als zu schießen. Einen derartigen ›Roboter‹ hatte ich noch nie gesehen.

Wieder machte sie einen Schritt.

»Sinclair, verdammt!« Ich hörte Tanner brüllen. Auch der Chiefinspektor hatte mitbekommen, was vorgefallen war. »Das… das kann doch nicht wahr sein.«

»Bleib zurück, Tanner!«

Akido drehte sich. Für einen Moment hatte sie sich ablenken lassen. Dann ging sie weiter. Diesmal nicht direkt auf mich zu, sie sprang plötzlich mit einem derart gewaltigen Satz nach vorn, daß ich schon den Eindruck bekam, sie könnte fliegen.

Ihr Ziel war ein Polizist.

Meine Stimme kippte über, als ich ihn warnte, aber der Mann kam so schnell nicht vom Fleck. Außerdem lähmte ihn die Überraschung, und die Frau erschien dicht vor ihm.

Sie griff zu!

Akido wollte ihn nicht töten, nein, sie kippte ihn einfach zur Seite und umfaßte beide Fußknöchel. Plötzlich brüllte sie auf wie ein Raubtier im Dschungel, als sie sich drehte.

Der arme Mann hing in ihrem Griff. Er wurde mit dem Kopf nach unten im Kreis herumgeschleudert, schlug verzweifelt mit den Armen um sich, schrie seine Ängste und Qualen hinaus und erlebte innerhalb kürzester Zeit eine Hölle.

»Loslassen!« brülle ich sie an, obwohl ich wußte, daß es keinen Sinn hatte.

Sie drehte sich weiter, blieb dabei auf der Stelle stehen und verlagerte ihr Gewicht noch auf die Hacken.

Plötzlich ließ sie ihn los!

Der Schrei des Mannes verwehte. Der Bobby selbst war zu einer menschlichen Rakete geworden, deren Flugrichtung sich nicht mehr korrigieren ließ.

Ich schloß zuckend die Augen, als ich das dröhnende Krachen hörte. Er war nicht gegen eine Hauswand geschmettert worden, sondern vor einen parkenden Lieferwagen geprallt, und Akido gab einen satten Schrei der Zufriedenheit von sich.

Ich stand da wie ein begossener Pudel und spürte die Angst durch meinen Magen kriechen.

Sie stampfte weiter.

Diesmal auf mich zu.

Zweimal hatte ich sie gewarnt. Daß sich die Kollegen um den Bobby kümmerten, bekam ich nicht mit, weil ich mich voll und ganz auf dieses menschliche Monstrum konzentrierte.

Den Lauf der Beretta senkte ich um eine Idee, jetzt gegen ihren rechten Oberschenkel und drückte ab.

Den Flug des Geschosses konnte ich nicht verfolgen, nur den Einschlag in den Oberschenkel bekam ich mit.

Die Wucht des Einschlags hätte ihr das Bein wegreißen müssen, das geschah nicht. Sie blieb stehen wie ein Fels und hatte das Geschoß verkraftet.

Ich mußte schlucken, wollte auch etwas sagen, nur drang mir kein Wort über die Lippen.

Mit den Augenbrauen zuckte ich, die Farbe lief aus meinem Gesicht. Ich hatte das Gefühl, allmählich zu Eis zu werden. Zwar war die Frau stehengeblieben, sie schaute auch gegen ihre Wunde am Oberschenkel, aber nicht ein Ausdruck des Schmerzes zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab. Dann brachte sie ihre Hand an die Wunde und quetschte rechts und links davon das Fleisch zusammen.

Für mich sah es so aus, als wolle sie die Schramme des Einschlags einfach heilen.

Sie trug eine Hose. Mit den Fingerspitzen zerrte sie den Stoff auseinander.

Ich stand nahe genug, um Einzelheiten zu erkennen. Dabei sah ich auch die Wunde, zudem das an den Rändern hochgeschobene Fleisch und die dünne Haut, die sie jetzt von zwei Seiten her zusammenführte, als wollte sie diese zusammenkleben.

Das tat sie auch!

Plötzlich war keine Wunde mehr zu sehen. Meine geweihte Silberkugel steckte im Oberschenkel, ohne daß sie es geschafft hatte, ihre weißmagische Kraft auszustrahlen.

Okay, es gab genügend Dämonen, die gegen geweihtes Silber resistent waren, dazu gehörten Wesen der niederen Stufe, vor allen Dingen auch Zombies, aber eine derartige Handlung hatte ich noch nie zuvor erlebt. Akido schloß die Wunde, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden gewesen. Einfach so.

Ich hatte längst einen trockenen Hals bekommen, in dem zusätzlich noch ein dicker Kloß saß.

Sie schaute auf.

Und diesmal sah sie mich direkt an!

Es war ein Blick, wie er böser und hinterlistiger nicht sein konnte.

In diesem Moment wußte ich, daß sie mir den Tod versprochen hatte.

Obwohl wir von zahlreichen Zuschauern umringt waren und ich auch noch in der Ferne das Heulen weiterer Sirenen hörte, kam ich mir vor wie auf einer Insel stehend.

Ich war allein.

Es gab nur sie und mich!

Wir sprachen nicht miteinander, blieben stumm. Mir kam es so vor, als würden wir uns unterhalten. Da reichten allein die Blicke aus, um erkennen zu können, was wir voneinander zu halten hatten.

Ich hielt noch immer die Beretta fest und hob den rechten Arm so weit an, um auf ihre Stirn zielen zu können. Wenn anders nicht möglich, mußte ich sie so stoppen.

Das merkte Akido!

Sie sagte nichts, aber sie schüttelte mit einer knappen, winzigen Bewegung den Kopf und demonstrierte mir damit, daß es keinen Sinn

hatte, wenn ich auf sie schoß.

»Zwischen die Augen!« keuchte ich. »Ich werde zwischen deine verdammten Augen zielen und dir den Schädel zerschießen!«

»Nein, das wirst du nicht. Du bist ein Mensch, aber du kannst keinen Tengu töten!«

»Du bist ein Tengu?«

»Ja, der erste weibliche Tengu! Weißt du, was die Tengus sind? Bestimmt nicht. Sie sind das Beste, was Japan hervorbringen konnte. Die Reinkarnation der Shinto-Mönche. Ich bin der Anfang, andere werden folgen. Es hat in Europa Veränderungen gegeben, auf die wir reagieren werden. Wir werden die Herrschaft übernehmen, und wir stampfen jeden Widerstand in den Boden!«

Während ihrer Worte hatten die Polizisten ihren Kollegen abtransportiert. Ich hatte nicht erkennen können, ob er noch lebte oder bereits gestorben war. Andere Beamte waren mit Gewehren bewaffnet und standen hinter Akido. Sie hatten sich zu dritt in ihrem Rücken aufgebaut.

Diese Person bedeutete eine Gefahr für Leib und Leben. Menschen mußten vor ihr geschützt werden, deshalb wollte ich nicht zögern und beim nächsten Schuß auf ihre Stirn zielen.

Der Finger lag am Abzug, nur eine Idee mußte ich ihn nach hinten bewegen – und tat es.

Ein Schuß peitschte trocken auf. Ich konnte die Stirn nicht verfehlen und tat es trotzdem.

Möglicherweise war es ihre empfindliche Stelle, ich wußte es nicht, aber sie hatte es tatsächlich geschafft, dem Geschoß zu entwischen. Ihre Kopfbewegung war ebenso schnell gewesen wie die Kugel, und zu einem zweiten Schuß ließ sie mich nicht kommen.

Als sie sprang, schrien die anderen.

Wie ich ihr entging, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls erwischte mich der Treffer nicht. Dafür rammte die Faust dermaßen hart gegen den Boden, daß ich den Eindruck bekam, sie wolle ein Loch in den Asphalt rammen. Zugleich standen wir aufrecht.

Ich sprang sofort zurück und brachte dabei eine Laterne zwischen mich und sie.

Akido konnte den Schlag nicht mehr stoppen. Es war auch niemand da, der die Laterne wegtrug.

Voll rammte sie ihre Handkante dagegen.

Es schepperte dort, wo die Glaskuppel hing. Gleichzeitig vernahm ich das Knacken und sah auch, daß die Laterne in der Mitte einen Knick bekommen hatte.

Durch den Gegendruck neigte sie sich weiter vor. Die Kuppel hielt nicht mehr. Sie fiel auf die Straße, wo sie klirrend in zahlreiche Stücke zerbrach.

Zwei Polizisten feuerten.

Eine Kugel erwischte Akido im Rücken. Der Aufschlagstoß trieb sie nicht einmal nach vorn.

Sie fuhr nur herum, gab einen irren Schrei ab und sprang wie ein Känguruh über die Straße auf den Polizisten zu.

Der konnte sich nicht mehr rühren.

Tanner hörte ich schreien, dann packte die Frau zu, hob den Mann an den Beinen hoch und schleuderte ihn auf die zerborstene Motorhaube meines Rover.

Dort wippte der Körper noch einmal nach, rollte dann herum und zu Boden, wo er bewegungslos und mit blutigem Gesicht liegenblieb.

Mein Gott, wie war diese Person zu stoppen.

»Da brauchen wir einen Flammenwerfer!« hörte ich jemand schreien.

Das gab mir eine Idee.

Geduckt huschte ich auf einen der Polizeiwagen zu. Der war zwar nicht mit einem Flammenwerfer ausgerüstet, aber mit einem Gerät, das man als Gegenteil davon ansehen konnte.

Mit einem Griff hatte ich den Feuerlöscher an mich genommen.

Um das entsetzte und auch fragende Gesicht des Polizisten kümmerte ich mich nicht, der Löscher war wichtiger.

Ich hörte es wieder krachen, als Akido in ihrer Wut auf ein weiteres Auto einschlug und es zertrümmerte.

Ich ging sie direkt an. Die Beretta hatte ich weggesteckt, der Löscher war wichtiger.

Sie hatte mich bemerkt und fuhr herum, weil sie mich erwarten wollte. Ich hielt den Löscher mit beiden Händen gepackt, hatte die Verriegelung gelöst und gab. Stoff.

Der weiße Schaum jagte aus der Düse und klatschte direkt in das Gesicht der Frau.

Diesmal hatte ich sie überraschen können. Sie war dermaßen geschockt, daß sie zunächst nichts tat. In den folgenden Sekunden war von ihrem eigentlichen Gesicht nichts mehr zu sehen, es bestand nur mehr aus einer fließenden Schaummaske.

Ich ging weiter, hielt aber den nötigen Abstand und schaffte es, sie zurückzudrängen.

Ein Polizist näherte sich ihr vom Rücken her. Er benutzte das Gewehr als Keule und schlug den Kolben seitlich gegen ihren Kopf.

Der Treffer hätte sie von den Beinen reißen müssen, sie taumelte auch zur Seite, aber sie fing sich wieder, wischte Schaum von ihrem Gesicht und jagte mit langen Sätzen quer über die Straße auf die Lücke einer Einfahrt zu.

»Die flieht!« brüllte Tanner.

Schüsse peitschten auf. Kugeln jaulten über die Straße, schlugen gegen die Ecken der Einfahrt oder jagten in die schmale Röhre hinein.

Einen Erfolg erreichten wir damit nicht. Akido tauchte auch nicht wieder auf. Sie verschwand wie ein Gespenst.

Ich folgte ihr, blieb an der Einfahrt stehen. Hinter mir drängten sich die uniformierten Kollegen, und wir alle hatten das Nachsehen.

Die Frau war verschwunden.

Allerdings konnten wir erkennen, wo sie hingelaufen war, denn an den Wänden klebte noch der Schaum des Feuerlöschers.

Am Ende der Einfahrt blieb ich stehen. Ein menschenleerer Hof lag vor mir. Keine Spur mehr von Akido. Sie war gekommen, hatte fürchterlich gewütet und war ebenso rasch wieder verschwunden.

Ich konnte nur den Rückzug antreten und kam mir verdammt bescheiden vor.

Tanner kümmerte sich um seine Leute. Längst war ein Wagen der Ambulance eingetroffen.

Der Beamte wurde hastig auf einer Trage hineingeschoben, den zweiten Körper deckte man mit einer Plane ab. Ich wußte, was das zu bedeuten hatte. Dieser Mann war tot.

Meine Knie zitterten, als ich den zerstörten Rover ansteuerte. Meine Hoffnung zerbrach, als ich das Telefon sah, das nur mehr aus Fragmenten bestand.

Tanner stand plötzlich neben mir. »Das habe ich noch nie erlebt, John, noch nie. Du?«

»Nein.«

Die Straße war gesperrt worden. Immer mehr Gaffer drängten sich hinter den Absperrungen.

Ich steckte mir eine Zigarette zwischen die Lippen und rauchte sie, ohne es bewußt wahrzunehmen.

»John, ich habe gehört, daß sie den Begriff Tengu erwähnte. Was, zum Teufel, ist das genau?«

»Ich muß mich auch erst informieren«, erwiderte ich und trat die Zigarette aus.

»Suko wüßte bestimmt mehr.«

»Kann sein. Ich muß ihn erwischen. Mein Rover ist nur Schrottwert, dein Telefon funktioniert noch?«

»Das nehme ich doch stark an.«

In Tanners Dienstwagen wählte ich die Nummer unseres Büros und bekam Glenda an die Strippe.

»John, du…«

»Ja, ich. Kannst du mir Suko geben?«

»Nein, er ist unterwegs.«

Ich atmete pfeifend durch. »Meinst du das im Ernst?«

Sie ging nicht auf meine Frage ein. »John, du hörst dich so komisch an. Ist etwas passiert?«

»Das kannst du laut sagen. Ich brauche Suko, verdammt. Nur er

könnte mir helfen.«

»Ich kann dir sagen, wo er sich aufhält.«

»Dann los.«

Ich bekam einen Namen und eine Anschrift. »Pete Sagari«, murmelte ich. »Den kenne ich nicht, habe ich nie gehört.«

»Ich auch nicht, John, aber Suko wollte unbedingt mit ihm reden. Er ist auch mit Shao zusammen.«

»Was?«

»Ja, sie wollen jemanden jagen. Es muß mit einem japanischen Dämon zusammenhängen.«

Ich konnte mir ein kratziges Lachen nicht verbeißen. »Das ist gut, Glenda. Das ist wirklich gut. Weißt du eigentlich, daß wir höchstwahrscheinlich am gleichen Fall arbeiten?«

»Bis jetzt nicht. Soll ich Sir James informieren?«

»Nicht direkt, das hat wohl Zeit. Sag ihm nur, daß ich einen neuen Dienstwagen brauche. Da hat es eine Frau gegeben, die ihn vor lauter Wut demolierte.«

»Machst du Witze?«

»Leider nein. Hör zu, Glenda, ich kann hier nichts mehr machen und werde diesen Pete Sagari aufsuchen.«

»Gut, notiert. Eine Frage noch, John. Was ist überhaupt geschehen? Das muß ja furchtbar gewesen sein, wenn man dich so reden hört.«

»Kannst du wohl sagen. Die Hölle, Glenda. Es ist einfach die Hölle gewesen.«

»Ja«, flüsterte sie, »ja…«

Ich legte auf. Tanner stand in der Nähe und gab Anweisungen. Ich sprach in seine Worte hinein.

»Ich brauche einen Wagen. Kannst du mir helfen?«

»Sicher, nimm meinen.« Er grinste. »Außerdem würde ich dich gern begleiten.«

»Du mußt wissen, was du tust.«

»Dieses Weib liegt mir verdammt schwer im Magen.«

»Mir auch.« Ich dachte darüber nach, weshalb sie ihre Attacken so plötzlich gestoppt hatte. Mir kam es so vor, als hätte man ihr eine bestimmte Nachricht übermittelt oder einen bestimmten Befehl gegeben, die Gegend zu verlassen. Hatte sie möglicherweise gespürt, daß sich an anderer Stelle etwas tat?

Tanner nickte mir zu. »Willst du fahren, oder soll ich?«

»Mach du es.«

»Wohin?«

»Nach Belgravia.«

Als wir anrollten, sagte Tanner, wobei sein Gesicht steinern blieb:

»Einer meiner Leute ist tot. Der andere lebt noch, nur ist es fraglich, ob er durchkommen wird. Jetzt weißt du, daß ich ein besonderes

Interesse daran habe, diese Person zu stellen.«
»Falls sie sich stellen läßt.«
Tanner gab Gas. Ich wurde gegen die Rückenlehne gedrückt. »Genau das ist unser Problem, John…«

***

»Sehr englisch für einen Japaner«, meinte Shao und schaute sich um, als Suko den BMW anhielt.
»Meinst du das Haus?«
»Richtig.«
»Er wird eben gut verdienen.«
Shao stieg aus. »Das sehe ich auch so.« Sie reckte sich. Der Wind blies kalt in den Vorgarten hinein. Es roch nach Schnee. Bestimmt würden am Abend die ersten Flocken fallen, ohne daß sie lange liegenblieben, dafür war der Boden zu warm.
Allein an der Haustür erkannten sie, daß dieses Gebäude zwar seine alten Mauern behalten, im Innern aber völlig neu gestaltet worden sein mußte.
Die Tür paßte nicht dazu. Sie mußte von einem modernen Designer stammen.
Suko ging als erster auf sie zu. Weiß lackierter Stahl, dazwischen dickes Glas und leicht getönt. Klingelbrett, Gegensprechanlage, das war vorhanden und eine junge Frau, die das Haus verließ, sich erschreckte, als sie die beiden sah.
»Wo wollen Sie denn hin?«
»Zu Mr. Sagari«, antwortete Shao.
»Ach, der ist auch Japaner. Oder zur Hälfte. Erste Etage.« Daß Suko und Shao Chinesen waren, hatte sie so schnell nicht feststellen können.
Die Frau knotete ihr Kopftuch unter dem Kinn fester zusammen und ging mit langen Schritten durch den breiten Vorgarten.
Suko lächelte. »Das war gut. Erste Etage also. Auf den Lift können wir verzichten.«
Sie nahmen die Treppe und gingen über breite Marmorstufen, die so sauber waren, daß sie sich darin fast spiegeln konnten. Sogar an den Flurwänden hingen Bilder moderner Künstler. Die Lithographien waren in sanften Pastelltönen gehalten.
»Hier gefällt es mir«, sagte Shao.
»Klar, mußt du nur bezahlen können.«
Sie hob die Schultern. »Noch habe ich eine Aufgabe zu erfüllen, die hoffentlich irgendwann beendet sein wird.«
Suko schwieg dazu. Was zu dem Thema gesagt werden mußte, hatte er schon ausgesprochen. Alles andere wollte er zunächst einmal hintenanstellen.

Shao blieb vor der Tür stehen und starrte auf das Schild mit dem Namen Sagari.

»Hast du was?« fragte Suko.

Sie nickte bedächtig. »Ja, ich habe etwas. Da paßt mir einiges nicht.«

»Was, zum Beispiel?«

»Es ist ein Gefühl, Suko, ein Gefühl der Gefahr, von etwas Fremden, das bei uns lauert.«

»Genauer!«

Shao hob die Schultern. »Das kann ich dir beim besten Willen nicht sagen. Es ist einfach vorhanden, verstehst du? Ich kann es dir nicht noch genauer erklären…«

»Eine Richtung?«

Sie deutete auf die Tür. »Suko, da stimmt etwas nicht. Hinter der Tür liegt die Wohnung, und ich habe den Eindruck, als hätte sich dort jemand eingenistet.«

»Sagari…«

»Auch.«

Suko gab keinen Kommentar. Er wollte schellen, aber Shao hielt seine Hand fest. »Bitte nicht, wir sollten ihn nicht warnen und müssen versuchen, heimlich in die Wohnung einzudringen.«

»Verstehe.« Er griff in die Tasche und holte ein schmales Etui hervor. In ihm lagen gewisse Werkzeuge, bei deren Anblick ein Einbrecher glänzende Augen bekommen hätte. Zum Glück befanden sie sich im Besitz des Inspektors.

Suko besah sich das Schloß. Normal war es nicht, aber auch nicht unknackbar.

Er legte noch ein Ohr gegen die Tür, trat wieder zurück und meldete, daß nichts zu hören war.

»Dann versuch es.« Shao hatte geflüstert. Trotzdem war zu hören, daß sie unter einer nicht geringen Spannung stand.

Während sich Suko vorsichtig am Schloß zu schaffen machte, schleuderte Shao ihren umhangähnlichen Mantel zurück und ließ ihn zusammengefaltet auf dem Boden liegen.

Sie trug die Armbrust jetzt offen und auch den Köcher, aus dem die Schäfte der Pfeile ragten. Suko hatte es nicht mitbekommen, er war zu sehr mit dem Schloß beschäftigt, das ihm mehr Ärger bereitete, als er gedacht hatte.

Minuten verrannen. Aus der Wohnung hörten sie keinen Laut.

Möglicherweise war Sagari gar nicht da.

Dann atmete Suko auf, denn er hatte das leise Schnacken vernommen, als die Zunge zurückschwang. Er richtete sich auf und hielt den Türknauf dabei fest.

»Hast du noch immer dieses Gefühl?«

»Sicher.«

»Auch konkreter?«
»Nein.«
»Dann laß uns nachschauen.«
Shao hatte die Armbrust von ihrer Schulter rutschen lassen, einen Pfeil aufgelegt und die Sehne gespannt. Dicht hinter Suko betrat sie einen schmalen Flur, von dem Türen abzweigten, wobei eine spaltbreit offenstand. Suko schloß die Wohnungstür und sah Shao in eine bestimmte Richtung nicken.
»Da müssen wir hin!« hauchte sie.
Es war das Zimmer hinter der leicht geöffneten Tür. Aus ihm vernahmen sie auch gewisse Geräusche, von denen sie nicht wußten, woher sie stammten.
Ein leises Summen, dazwischen ein Klicken oder tippen, dünn klingende Anschläge.
Suko wußte Bescheid. »Das ist das Geräusch eines Computers«, hauchte er.
Shao runzelte die Stirn. »Das habe ich nicht gemeint, glaube ich. Die Gefahr muß von etwas anderem ausgehen. Aber der Computer paßt zu Sagari. Denk daran, was uns Takita Ogu gesagt hat.«
»Klar.« Suko überlegte. »Willst du dich zuerst in dem Zimmer umschauen?«
»Ja.«
Suko zog Shao die Tür auf. Er tat es sehr langsam, um jedes Geräusch zu vermeiden.
Da brauchten sie keine Furcht zu haben. Die Tür schwang ihnen lautlos entgegen, und sie war so weit offen, daß sie einen Blick in das Zimmer werfen konnten.
Beide schwiegen, beide konnten oder wollten es nicht glauben, und beide standen auf dem Fleck wie angenagelt.
Pete Sagari hockte vor seinem Computer und drehte ihnen den Rücken zu. Er verdeckte mit seinem Körper auch den Monitor, aber er gab hastig Informationen ein und dabei mit einer schon außergewöhnlichen Geschwindigkeit, als würde er unter einem gewaltigen Streß stehen.
Was ihn zu dieser wilden Arbeit getrieben hatte, wußten weder Suko noch Shao. Es brauchte sie auch nicht zu interessieren. Viel wichtiger und abscheulicher waren die an silbrigen Fäden hängenden Schrumpfköpfe, die zwar starr nach unten durchhingen, aber trotzdem leicht zitterten. Da sie ihnen ihre Rückseiten zudrehten, konnten sie die Gesichter der kleinen Schädel nicht sehen.
Suko spürte den Schweiß auf den Handflächen. Auch Shao hatte eine steinerne Haltung angenommen.
Sieben Köpfe zählte sie.
Kleine, zusammengeschrumpfte, widerlich graublaue Schädel, kaum

größer als ein dicker Apfel, aber ungemein gefährlich, das stand für sie fest.

Noch taten die Schädel nichts. Sie hingen nur da, zitterten leicht vor sich hin. Die restlichen Haare sahen aus, als wären sie auf den Schädel festgeklebt worden.

Zuerst bewegte sich Shao.

Sie selbst blieb auf der Stelle stehen, nur die Zielrichtung ihrer Armbrust korrigierte sie, denn sie wollte auf einen der Schädel schießen.

»Noch nicht!« wisperte Suko. Die Schrumpfköpfe hatten ihnen bisher nichts getan. Er hatte vor, Pete Sagari anzusprechen und ihn vor allen Dingen zu überraschen.

Unhörbar bewegte er sich über den graublauen Teppich. Er atmete nur flach, und der Mann am Computer schöpfte nicht die Spur eines Verdachts.

Shao blieb nahe der Tür zurück als Rückendeckung. Suko riskierte es noch nicht, seine Dämonenpeitsche zu ziehen. Das Geräusch der herausrutschenden Riemen hätte ihn verraten können.

Sagari tippte.

Die Schädel taten nichts. Sie hingen unbeweglich und beobachteten nur. Suko gewann den Eindruck, als stünden sie unter einem fremden Befehl. Erst wenn er geändert wurde, unternahmen sie etwas.

Einen halben Schritt hinter Sagari blieb er stehen. Und in diesem Augenblick fiel dem Mann etwas auf. Wahrscheinlich war es Sukos Schatten gewesen, der auf den Monitor gefallen war.

Der Inspektor hatte auch lesen können, was sich auf dem Schirm abzeichnete. Japanische Schrift, einige Zeichen, die aussahen wie winzige Graphiken, was momentan nicht interessant für ihn war, denn Sagari fuhr auf dem Stuhl sitzend herum.

Beide starrten sich an.

Pete Sagari wollte etwas sagen. Er hatte den Mund auch geöffnet, nur drang kein Laut über seine Lippen. Er hockte da wie ein stummer Fisch, die Augen verdreht, die Überraschung mußte ihn wie ein Messerstich getroffen haben.

»Guten Tag, Mr. Sagari«, sagte Suko.

Pete atmete zischend aus. Er schielte auf die Schädel, schaute wieder zurück und entdeckte auf Sukos Lippen das eisige Lächeln.

»Wer… wer sind Sie?«

»Ich bin Inspektor Suko.«

»Po… Polizei?«

»Richtig.«

Sagari wurde nervös. Seine Hände rutschten mit den Flächen über den Hosenstoff der Oberschenkel. »Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, Mister? Ich habe mich keiner Straftat schuldig gemacht.«

»Und die Köpfe?«
»Das ist etwas anderes.«
»Wie anders?«
»Tut mir leid. Ich habe damit nichts zu tun. Aber ich gebe Ihnen einen Rat, auch wenn Sie Polizist sind. Verschwinden Sie, Mister. Verschwinden Sie so schnell wie möglich, denn gegen die Schrumpfköpfe werden Sie nicht ankommen. Bitte, befolgen Sie meinen Rat!« Sagari schaute Suko sehr ernst an, als wollte er ihn zwingen, sich unbedingt an seine Worte zu halten.
»Später vielleicht. Wer sind sie?«
»Ich habe damit nichts zu tun, zum Teufel. Ich… ich weiß es nicht. Es ist gefährlich, Inspektor …«
»Wer… wem gehören sie?«
»Sie wird kommen, sie ist stark. Ich kann nicht mehr weg. Sie ist die Schrumpfkopf-Königin. Sie ist ein weiblicher Tengu. Wissen Sie, was das heißt?«
»In etwa.«
»Dann fliehen Sie!«
»Und Sie bleiben?«
»Ja, ich kann nicht weg.«
Suko deutete auf den Bildschirm. »Was machen Sie da? Was haben Sie dort eingegeben?«
»Ihre Befehle führe ich nur aus, ihre Befehle. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«
»Wo steckt sie?«
»Akido ist überall. Sie hat alles unter Kontrolle. Ihre Köpfe werden gemeldet haben, daß Sie hier sind. Deshalb fliehen Sie, sonst werden Sie sterben.«
»Die Zeichen«, sagte Suko. »Die japanischen Worte und Sätze. Was sollen sie bedeuten?«
»Sie würden es nicht verstehen!«
Suko bekam schmale Augen. »Wir verstehen einiges, Sagari. Wir haben auch Sie gefunden, vergessen Sie das nicht. Es gibt eine Spur zu Ihnen, daran sollten Sie denken. Ich bin kein Experte, aber ich habe schon einiges über Computerviren gehört und kann mir vorstellen, daß es sich hier bei Ihnen sogar um magische Viren handelt.«
»Kann sein.«
»Was bezwecken Sie damit? Welchen Computer oder welche Anlage wollen Sie zerstören oder manipulieren? Sie werden reden, Sagari. Wenn nicht hier, dann beim Yard.«
Der Mann sah aus, als würde er frieren. »Man hat mich gezwungen. Ich kann nicht mehr zurück.«
»Welche Anlage soll manipuliert werden?«
»Nippon Electronics«, flüsterte er, um sich danach zu schämen, denn

er stierte auf die vor ihm liegende Tastatur.
»Da arbeiten Sie?«
Sagari nickte.
»Und Sie haben im Auftrag dieser Schrumpfkopf-Königin gehandelt. Einem dämonischen Wesen, einem weiblichen, unheimlich gefährlichen Tengu, wie ich hörte. Das alles ist mir klar. Aber was will dieser Tengu, verdammt noch mal! Was hat seine magische Kraft mit der modernsten Elektronik zu tun?«
»Macht!« keuchte Sagari. »Sie alle wollen die Macht. Ihnen reicht die Magie nicht mehr. Sie werden sie mit anderen Dingen verquicken und durch den Computer ihren Einfluß ausweiten können.«
»Hast du das gehört, Shao?«
»Ja.«
Sagari drehte den Kopf. Erst jetzt sah er Shao und war nicht fähig, einen Kommentar zu geben, vielleicht weil ihr Anblick für ihn doch ungewöhnlich war.
»Wie denkst du darüber?«
»Ich glaube nicht, Suko, daß Sagari gelogen hat. Die Schrumpfkopf-Queen will neue Märkte erobern. Nicht umsonst hat mich die Sonnengöttin vor ihr gewarnt. Sie hat ihre Diener geschickt. Durch ihre Augen wird auch sie sehen können.«
»Dann sollte man die Augen vernichten«, erklärte Suko und zog nun seine Dämonenpeitsche, mit der er einen Kreis über den Boden schlug, damit die drei Riemen herausrutschen konnten, was Sagari staunend beobachtete.
»Was… was machen Sie damit?« hauchte er.
Suko lächelte knapp. »Wir werden die Augen der verdammten Schrumpfkopf-Königin vernichten.«
»Die Köpfe?«
»Wen sonst?«
Sagari sah aus, als wollte er in die Höhe springen, überlegte es sich und blieb hocken. »Nein, das schaffen Sie nicht. Und wenn, dann wird sie kommen. Sie hat übermenschliche Kräfte. Ich habe es am eigenen Leib gespürt. Sie wird Mauern und Wände einschlagen, sie wird vernichten, sie wird alles töten, was sich ihr in den Weg stellt.«
Suko legte Sagari eine Hand auf die Schulter, und der Mann war sofort ruhig. »Lassen Sie uns nur machen. Halten Sie sich aus allem heraus. Tippen Sie vor allen Dingen nicht mehr weiter.« Suko ging auf Nummer Sicher und zog den Hauptstecker heraus.
»Warum…?«
»Suko, die Köpfe!«
Shao hatte sich gemeldet. Sie stand noch immer an der Tür, einen Pfeil auf die Armbrust gelegt. Es war nicht genau zu erkennen, wohin sie zielte, aber einen Kopf würde sie immer treffen, das stand auch für

Suko fest.
Sie hingen an den langen Fäden, aber sie bewegten sich jetzt langsam nach oben und ebenso langsam und zitternd den gleichen Weg wieder zurück.
Suko stand schräg vor ihnen und sah gegen die häßlichen Gesichter mit der zusammengezogenen Haut. Vorhin waren ihre Augen geschlossen gewesen, jetzt standen sie offen.
Wie dunkle, in die Augäpfel hineingemalte Kreise sahen die Pupillen aus. Vorn sehr blaß und grau, tiefer zeichneten sich die Pupillen ziemlich klar ab.
Aus ihnen strahlte eine Kälte hervor, die Suko frösteln ließ.
Auch ihre widerlichen, zerrissen wirkenden Lippen blieben nicht mehr geschlossen. Einige hatten sich in die Breite gezogen. Da die Haut nicht den nötigen Halt besaß, waren sie an bestimmten Stellen regelrecht aufgeplatzt, und eine hellere Flüssigkeit war daraus hervorgedrungen. Ein Bild, das schaudern ließ.
»Verflucht, was sollen wir machen?«
»Sie nichts, Sagari!« Suko verließ seinen Platz. Die Ecke, wo die Anlage stand, engte ihn zu stark ein. Er wollte die Schrumpfköpfe direkt vor sich haben und Shao hinter ihnen wissen. So waren sie von ihnen in die Zange genommen worden.
»Fertig, Shao?«
»Sicher.«
»Dann los!«
Shao ließ die straff gespannte Sehne los. Wie ein Blitz jagte der Pfeil von der Auflage der Armbrust und traf mit einer nahezu tödlichen Sicherheit sein Ziel.
Er jagte direkt in einen Schädel hinein, traf die Mitte, und der Vergleich zu Wilhelm Teil lag nahe, der auf den Apfel auf dem Kopf seines Sohnes geschossen hatte.
Die Durchschlagskraft des Pfeils war so immens, daß sie den Schädel in zwei Hälften riß, da hatte Shao bereits den nächsten auf die Sehne gelegt und sie gespannt.
Suko blieb ebenfalls nicht untätig. Sämtliche Schrumpfköpfe befanden sich in Bewegung. Der erste schwang auf ihn zu, er bestand nur mehr aus Maul und wollte mit seinen Zähnen dem Inspektor die Haut vom Gesicht abreißen.
Zuvor erwischten ihn die Riemen.
Das Klatschen des Aufpralls hallte durch den Raum. Der Schädel zitterte noch einmal nach, dann verpuffte er durch die magische Kraft der Dämonenpeitsche.
Ein nächster huschte heran.
Suko duckte sich unter ihm hinweg. Beim Zurückschwingen erwischte er ihn mit der Peitsche.

Wieder verwandelte sich ein Schädel in Staub, und Suko hielt nach einem weiteren Ausschau.

Auch Shao war nicht untätig. Ein zweiter Pfeil hatte ebensogut getroffen wie der erste, ihr dritter lag schon bereit.

Suko hatte sich über eine Couch geworfen und drosch auf dem Rücken liegend die Peitsche hoch, als ein Schrumpfkopf rasend schnell seinem Gesicht entgegentanzte.

Die Riemen erwischten ihn vor der Berührung und zerhämmerten ihn. Suko mußte nur achtgeben, von diesem schrecklichen Pulver nicht erwischt zu werden.

Er drehte sich so, daß es an ihm vorbeirieselte. Zwei waren noch vorhanden. Geschickt worden von Akido, die ihre Diener in einer Dimension des Schreckens regelrecht zurechtgestutzt hatte.

Wie gewaltige Pendel schwangen sie durch den Raum. Sie sahen wegen ihrer weit geöffneten Mäuler aus, als wollten sie schreien, doch sie blieben stumm.

Pete Sagari hatte es mit der Angst zu tun bekommen. Zwischen dem Computer und seinem Schreibtischstuhl hatte er eine Lücke gefunden und war zu Boden gekrochen.

Ein Schrumpfkopf wischte dicht an der Lehne vorbei, streifte den Computer, kam wieder zurück und wurde mitten im Flug vom Shaos Pfeil getroffen.

Abermals zerknackte er in zwei Hälften, wobei die Chinesin sich ein triumphierendes Lächeln nicht verkneifen konnte.

Blieb der letzte.

»Den nehme ich!« rief Suko und wartete den genauen Zeitpunkt für einen Treffer ab.

Schräg flog der Schrumpfkopf auf ihn zu, und schräg schleuderte ihm Suko die drei Riemen der Dämonenpeitsche entgegen.

Sie trafen zusammen.

Der Schrumpfkopf sah aus, als würde er sich schütteln, weil man ihn mit eisigem Wasser begossen hatte. Dann war es um ihn geschehen. Noch mitten im Schwung brach er auseinander.

Die Wolke aus Staub flog zu beiden Seiten weg und rieselte auch lautlos nach unten. Selbst die Silberfäden hatten nach diesen Angriffen aufgehört zu existieren.

Die Gefahr war gebannt!

Tief atmete der Inspektor durch. Er war leicht ins Schwitzen geraten und wischte über seine Stirn.

Shao lächelte ihm knapp zu, bevor sie die Pfeile aufsammelte und in ihren Köcher steckte. Ihr und Suko hatte es unwahrscheinlich gutgetan, wieder Seite an Seite kämpfen zu können. Das hatten sie so lange vermißt.

Pete Sagari kroch aus seiner Deckung hervor, blieb aber noch am

Boden hocken. Erst als Suko ihm die Hand entgegenstreckte, ließ er sich auf die Füße helfen.

»Nun, Mr. Sagari?«

Pete hob die Schultern. »Ich weiß es nicht!« keuchte er. »Verdammt noch mal, ich weiß es nicht. Ich… ich kann nur sagen, daß es einfach Wahnsinn war. Ja, Wahnsinn.«

»Oder unser Wissen in eine exakte Arbeit umgesetzt.«

Pete stierte den Inspektor an. »Sie… Sie sind doch kein normaler Polizist!«

»Ich fühle mich aber so.«

»Und…« Er drehte sich zu Shao hin. »Was ist denn mit der Frau, verdammt …«

»Sehen Sie an ihr etwas Unnormales?«

»Das nicht, aber…« Er hob die Schultern. »Sie hat mit einer Armbrust geschossen …«

»Nicht ohne Grund. Aber lassen wir das. Die Schrumpfköpfe existieren nicht mehr. Wissen Sie denn, Mr. Sagari, wie viele Diener Akido mit in unserer Welt hineingebracht hat?«

»Nein, nein!« antwortete er hastig. »Das hat sie mir natürlich nicht gesagt.«

»Was sagte Sie denn überhaupt?«

»Befehle gab sie mir. Nur Befehle. Sie wollte die magische Macht über Nippon Electronics gewinnen.«

»Hat sie nichts von den Hintergründen erzählt? Von ihrer Herkunft vielleicht?«

»Nein«, flüsterte Sagari. »Ich weiß nur, daß sie unwahrscheinlich mächtig ist. Sie muß in der Jigoku geboren sein und Emma-Ho, der Teufel, hat sie mit Wohlwollen angeschaut. Ich glaube nicht, daß es Menschen gibt, die sie stoppen können. Wenn sie will, zertrümmert sie Häuser. Sie ist nicht aufzuhalten, sie ist ein Tengu. Sie können Kugeln in sie hineinschießen, und die Wunden in ihrem Körper werden sich schließen.«

»Kennst du Tengus, Shao?«

»Natürlich.« Die Chinesin war blaß geworden. »Bisher haben sie unsere Welt nicht erreicht. Sie sind Dämonen, wiedergeborene Dämonen. Es gibt verschiedene Arten, und sie sind in der Lage, Kataya, das absolut Böse zu verbreiten.«

Da rann selbst Suko ein Schauer über den Rücken, denn mit diesem nicht recht faßbaren Begriff Kataya hatte er seine bösen Erfahrungen sammeln können.

»Weshalb kamen sie gerade jetzt?«

»Weil die Zeit für sie reif sein wird.«

Der Inspektor hob die Schultern. »Ja, die Welt ist im Wandel. Man kämpft mit harten Bandagen um neue Märkte im Osten. Selbst da

wollen Dämonen mitmischen. Es ist…« Er verschluckte die nächsten Worte, weil ihm die starre Haltung des Pete Sagari aufgefallen war.

Der Mann stand neben Suko, schaute allerdings in eine andere Richtung und ließ das breite Fenster nicht aus dem Blick.

»Da…«, ächzte er.

Mehr brauchte er nicht zu sagen. Shao und Suko, die auf der Stelle herumfuhren, erkannten es mit eigenen Augen.

Von außen her hatte sich an der Hauswand eine Gestalt in die Höhe geschoben.

Ein Frauengesicht glotzte in das Zimmer. Grobporig, häßlich, böse und gleichzeitig verlockend.

Es war die Schrumpfkopf-Königin.

Und sie zögerte nicht eine Sekunde.

Blitzschnell stieß sie ihren Kopf vor und rammte die Scheibe ein…

***

Es war unser Glück, daß wir in Chiefinspektor Tanners Dienstwagen saßen, denn der war ausgerüstet mit Blaulicht und Sirene. Während Tanner lenkte, konnte ich mich mit anderen Dingen beschäftigen, telefonieren, zum Beispiel.

Ich hatte Sir James Powell an die Strippe bekommen und ihm in Kurzform alles erklärt. Natürlich war der Superintendent überrascht gewesen. Er sagte etwas von ungeheuerlich und unglaublich, aber er stellte meinen Bericht nicht in Frage.

»Werden Sie die Person denn ausschalten können?«

»Sir, da bin ich unsicher. Ich werde alles versuchen, aber Akido stammt aus einer Dimension, bei der meine Waffen nichts fruchten. Sogar das Kugelloch wuchs bei ihr zu.«

»Eine neue Art von Dämon?«

»So ähnlich. Oder eine alte, Sir, mit der wir bisher noch nichts zu tun hatten.«

Erst nach einer Weile hörte ich die nächste Bemerkung. Da hatten wir bereits die Themse hinter uns gelassen. »Meinen Sie, daß diese Person erst die Vorhut ist?«

»Das kann auch sein.«

Ich hörte ihn stöhnen. »Vielleicht müssen wir nur noch beten oder auf Suko hoffen.«

»Ja, er wird sich besser auskennen.«

»Sie geben mir Nachricht, falls Sie es geschafft haben. Und bitte, John, passen Sie auf sich auf!«

»Das werde ich, Sir.«

»Na, was sagt der Alte?« fragte Tanner. Er trug auch beim Fahren seinen alten Filz. Manche behaupteten, daß er ihn nicht einmal im Bett abnehmen würde.

»Er ist so schlau wie wir.«
»Ratlos also.«
»Verdammt, John!« flüsterte Tanner. »Es muß uns gelingen, die Bestie auszuschalten. Die schafft es tatsächlich, als Einzelperson das Chaos über uns zu bringen.«
»Damit rechne ich auch.«
»Und weiter?«
»Nichts weiter. Ich will endlich zu Sagari. Irgendwo habe ich das Gefühl, als würde man uns dort die Lösung dieses verdammten Falls präsentieren.«
»Gedulde dich noch ein paar Minuten.«
Ich schaute aus dem Fenster. Schneegrau verteilte sich der Himmel über London. Bisher hatten wir keinen Winter gehabt, nur die verdammten Stürme, es wurde richtig Zeit, daß die weiße Pracht einsetzte.
Die anderen Fahrzeuge schufen uns Platz. Der aggressive Klang der Sirene jagte manchem Fahrer einen Schauer über den Rücken.
Tanner kannte London wie seinen eigenen Hut. Er verfuhr sich nicht einmal und nahm sogar Abkürzungen. Hin und wieder steigerte er das Tempo so stark, daß die Häuserzeilen nur mehr als Schatten vorbeihuschten.
Endlich waren wir da. Sagari wohnte in einem alten Gebäude, das innen renoviert sein mußte, denn so etwas erkannte ich schon an den Fenstern.
Ich sah noch was.
Einen BMW links des Hauses stehen. Das war Sukos diamantschwarzer Flitzer.
Tanner trat so heftig auf die Bremse, daß ich in den Gurt geschleudert wurde.
»Was hast du?«
Er flitzte aus dem Wagen. Ich öffnete die Tür und sah Tanner neben dem Fahrzeug stehen. Sein ausgestreckter rechter Arm deutete gegen die Außenwand des Hauses.
Und dort, in Höhe der ersten Etage, kletterte eine Gestalt an der Wand hoch.
Es war Akido!
»Und jetzt?« fragte Tanner, er fand mich noch sprachlos vor. Zudem kam ich nicht mehr dazu, einen Vorschlag zu machen, denn genau in diesem Augenblick rammte die Schrumpfkopf-Königin die Scheibe mit ihrem Schädel wuchtig ein.

***

Der weibliche Tengu kam inmitten der Scherbenstücke und scharfkantigen Splitter.

Und er war so schnell, daß Suko und Shao nicht rasch genug reagieren konnten. Akido, ausgestattet mit übermenschlichen Kräften, war einfach nicht zu stoppen.

Sie warf sich mit einem Hechtsprung zu Boden, geriet dabei in die Nähe eines Sessels, bekam dessen Füße zu fassen und hob das schwere Möbelstück trotz ihrer schlechten Lage mit einer derartigen Leichtigkeit hoch, als würde es sich dabei um eine Fußbank handeln.

Das schleuderte sie auf Suko zu.

Der war auf die Person zugerannt, um sie mit der Peitsche zu attackieren. Daß Akido eine dermaßen übermenschliche Kraft besaß, hatte er vergessen oder Sagari nicht abnehmen wollen.

Nun bekam er sie zu spüren!

Der Sessel erwischte ihn voll. Zwar hatte er die Hände hochreißen können, aber der schwere. Gegenstand prallte vor seinen Körper und schleuderte Suko bis gegen die Wand zurück, wo der Sessel über ihm zusammenbrach und ihn einklemmte.

Akido kümmerte sich um Shao.

Sie war zur Seite gehuscht, wollte einen Pfeil auflegen, schoß auch, doch Akido duckte sich. Über ihren Kopf hinweg zischte der Pfeil und fand den Weg durch das zerstörte Fenster.

Dann hatte sie eine Lampe gepackt. Eine dieser Stehleuchten mit schmalem Ständer.

Die Lampe benutzte sie als Waffe!

Hart drosch sie damit zu. Shao konnte nicht mehr ganz ausweichen, die Kuppel streifte mit dem Rand ihre Stirn und brachte sie aus dem Konzept.

Akido griff zu.

Shao hörte einen irren Schrei, der durch den Raum zitterte. Mit einer Hand wurde sie gepackt und in die Höhe gehoben. Akido holte aus, um die Chinesin aus dem Fenster zu schleudern. Das wäre ihr auch gelungen, hätte Shao im letzten Moment nicht der Person ins Gesicht getreten.

Sie war irritiert, schleuderte Shao zwar von sich, aber nicht durch das Fenster.

Hart landete Shao an der Wand. Sie spürte die Blitze durch ihren Kopf zucken.

Akido lachte röhrend, schüttelte den Kopf, schob die Oberlippe vor und ging auf Sagari zu, weil sie von Shao im Moment keine Gefahr mehr erwartete.

Das sah auch Suko. Er hatte den Sessel noch nicht ganz wegdrücken können, war aber an seine Beretta gekommen.

Sie lugte an einer Seite des Sitzmöbels hervor und Suko konnte Akido nicht verfehlen.

Er setzte ihr die Kugel in den Körper!

Der weibliche Tengu stoppte. Suko rechnete damit, daß die Frau zusammenbrechen würde, und wurde ebenso enttäuscht wie sein Freund John Sinclair.

Sie »schluckte« das Silber!

Zwar war eine Wunde geblieben, deren Ränder Akido umfaßte und sie über der Wunde zusammenbrachte. Dann griff sie nach dem Drehstuhl und schleuderte ihn auf Suko zu.

Der konnte sich soeben zurückziehen. Dicht neben seinem Kopf krachte der Stuhl gegen die Wand, wo er ein Stück Tapete abriß.

Sagari nutzte die Chance zur Flucht. Er rannte unbehelligt quer durch den Raum in den Flur hinein, wo er schreiend die Treppen hinablief und von zwei hochstürmenden Polizisten abgefangen wurde.

Die Schrumpfkopf-Königin aber machte weiter. Voller Wut drehte sie sich herum. Sie hatte nicht vergessen, was mit ihren Schädeln geschehen war und wollte sich dafür rächen.

Shao war wieder auf die Beine gekommen. Sie sah klar und wußte, daß es nun auf sie allein ankam.

Schon lag der erste Pfeil auf der gespannten Armbrust!

Es war ihr zudem gelungen, ein Zittern der Arme zu unterdrücken. Eiskalt bis ins Mark mußte sie sein – und schoß den Pfeil ab.

Akido kam ihr entgegen. Mit der Brust fing sie den Pfeil auf, schrie wütend, zerrte ihn wieder hervor, als sie vom zweiten getroffen wurde.

Shao wußte genau, daß sie hier keinen Menschen vor sich hatte.

Auch wenn sie menschlich aussah, Akido war ein Dämon aus den finstersten Schlünden der Hölle.

Der zweite Pfeil jagte ebenfalls in die Brust, der dritte tiefer, und Shao wechselte die Stellung.

Sie konnte es kaum glauben, daß es ihr tatsächlich gelungen war, den Vorwärtsdrang des weiblichen Tengu zu stoppen. Das glich schon einem kleinen Wunder.

Der vierte Pfeil lag auf.

Akido knurrte wütend, als sie die im Körper steckenden Pfeile einfach abbrach und den nächsten in der Höhe ihres Oberschenkels spürte. Der fünfte Pfeil sollte sie ins Zentrum treffen.

Shao legte ihn auf, spannte die Waffe, visierte sehr genau und drückte ab.

Sie glaubte sogar, das Zischen zu hören, als er durch die Luft schnitt und sie diesmal dort erwischte, wo Shao auch die Schrumpfköpfe erledigt hatte.

Über den Augen, mitten in die Stirn. So wuchtig, daß er am Hinterkopf wieder hervortrat.

War das das Ende?

Nicht nur Shao und Suko bekamen es mit, auch Tanner und ich, denn

mit gezogenen Waffen stürmten wir in diesem Moment in das Zimmer. Fragen lagen mir genügend auf der Zunge, ich schob sie zurück und hörte das furchtbare Heulen aus dem Maul der menschlich aussehenden Bestie.

Sie drehte sich auf der Stelle. Im Kopf befand sich das Zentrum, und Shao hatte es durch den Treffer zerstört.

Beide Arme hob der weibliche Tengu an. Die Hände zu Fäusten geballt, trommelte er gegen sich, krümmte dann die Finger und tat etwas, das ich noch nie gesehen hatte.

Er brachte sich selbst um!

Ich möchte auf eine Beschreibung verzichten. Nur soviel sei gesagt, Akido nahm wirklich nur ihre Hände und keine andere Waffe.

Zwei Minuten später war alles vorbei. Selbst Tanner war so geschockt, daß er seinen Hut abgenommen hatte und uns das graue Haar auf seinem Kopf präsentierte.

»Mein Gott«, sagte er nur, »mein Gott…«

***

Uns war nichts passiert, wir hatten uns relativ gut erholt, nur Suko würde einige blaue Flecken bekommen, was er allerdings verkraften konnte.

Wir hatten die Reste des Tengu mit einer Decke verborgen, hockten zusammen, starrten uns an, hörten von Shao und Suko die Geschichte, wobei ich meine Erlebnisse anschließend zum Besten gab und Tanner mit Sir James telefonierte, um Entwarnung zu geben.

»Und was ist nun ein Tengu?« fragte ich.

Suko nickte seiner Partnerin zu. »Sag du es, Shao.«

»Ich mache es kurz, John. Ein Tengu ist die übernatürliche Reinkarnation eines Shinto-Mönchs, der sich in seinem Leben dem Bösen verschrieben hat. Als Tengu ist er also doppelt schlecht. Er ist zudem der schrecklichste aller japanischen Dämonen, denn er kennt den Himmel ebensogut wie die Hölle. Und er ist, das muß ich euch leider sagen, so gut wie unbesiegbar.«

»Ja«, flüsterte ich, »das haben wir erlebt.«

»Akido war ein weiblicher Tengu…«

»Aber kein Mönch, Shao.«

»Ja, du hast recht. Sie war allerdings während ihres Lebens so grausam, daß man ihr die Ehre gegeben hat, ein Tengu werden zu können. Betet und hofft, daß sich die anderen zurückhalten, sonst sieht es für diese Welt böse aus. Ihr habt ja erlebt, daß sie sogar versuchen, die Technik zu übernehmen. Ich empfinde das als ein böses Omen und bin ganz sicher, daß sie es auch weiterhin versuchen werden.«

»Dann müßtest du uns warnen, Shao.«

»Wenn das mal immer so ginge.« Sie griff nach Sukos Hand und zog ihren Freund hoch. Gemeinsam verließen sie das Zimmer.

»Wo gehen die denn hin?« fragte Tanner.

»Wo bist du denn früher hingegangen, wenn du mit deiner Freundin allein sein wolltest?«

Tanner setzte den Filz wieder auf und grinste. »Das weiß ich nicht mehr. Es ist doch schon zu lange her…«

***ENDE***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 624 »Der Schädel des Riesen«